

# 11 lots

Wohnkultur in urbanen Nischen



# 11 lots

Wohnkultur in urbanen Nischen

Diplomarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades einer Diplom-Ingenieurin

von

**Lisa Thrainer**

Studienrichtung Architektur

Technische Universität Graz

Erzherzog Johann Universität

Fakultät für Architektur - Institut für Wohnbau

Betreuer: Univ.-Prof. Arch. Dipl.Ing. Andreas Lichtblau

Graz, Mai 2014

Beschluss der Curricula-Kommission für Bachelor-, Master- und Diplomstudien  
vom 10.11.2008  
Genehmigung des Senates am 1.12.2008

## EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst,  
andere als die angegebenen Quellen/Hilfsmittel nicht benutzt und die den  
verwendeten Quellen wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als  
solche kenntlich gemacht habe.

Graz, 27. Mai 2014

.....

(Unterschrift)

## STATUTORY DECLARATION

I declare that I have authored this thesis independently, that I have not used other than the declared sources/resources, and that I have explicitly marked all material which has been quoted either literally or by content from the used sources.

Graz, May 27<sup>th</sup> 2014

.....

(signature)

## VORWORT

In dieser Diplomarbeit werden Pro- und Kontra-Aspekte des urbanen Lebens im Allgemeinen bzw. des verdichteten Städtebaus im Speziellen überblicksartig dargelegt. Ausgehend von städtebaulichen Entwicklungen in Großstädten wird besonders auf die Grazer Stadtentwicklung Bezug genommen, wobei es für Graz, genauso wie für andere Städte mit raschem Bevölkerungswachstum, eine große Herausforderung bedeutet, einerseits sowohl genügend Wohnraum zu schaffen und andererseits ebenso Frei- und Erholungsraum zu erhalten.

Der durch die Ausweitung und Verdichtung der Städte bedingte wachsende Flächenverbrauch ist ein zentrales Thema der vorliegenden Diplomarbeit. Mit der Verdichtung der städtischen Grundflächen in der Stadt Graz befassen sich bereits seit vielen Jahren u.a. verschiedene Institute der Technischen Universität Graz sowie Grazer Magistratsabteilungen, welche auch zahlreiche Lösungsvorschläge anbieten. Nichtsdestotrotz bleibt die Frage offen, wie es gelingen kann, Bauflächenreserven in Form von Baulücken mittels sensibler Umbauplanungen in der bestehenden Grazer Stadtstruktur zu integrieren und aufzuwerten, sei es permanent oder auch temporär.

Gerade diese Bauflächenreserven und ein sensibles Vorgehen hinsichtlich einer konkreten Neugestaltung stellen den Schwerpunkt dieser Diplomarbeit dar, wobei anhand der Münzgrabenstraße im Grazer Bezirk Jakomini im

Speziell ein mögliches Szenario aufgezeigt wird, was in Zukunft mit Baunischen in diesem städtischen Gefüge entstehen könnte: Räume, die einen harmonisch integrierten Beitrag zu einem bestehenden Ensemble bilden und eine qualitätsvolle Umgebung aufweisen, also somit einen Mehrwert in vielfacher Hinsicht für die dortigen Bewohner schaffen.

Schwerpunktartig und exemplarisch liegt der Fokus dieser Diplomarbeit darauf, zwei gegenläufige Tendenzen kompromissartig zusammenzuführen – und zwar einerseits die immer weiter fortschreitende Ausbreitung und Verdichtung städtischer Strukturen und andererseits den Wunsch der Bevölkerung nach urbanen Vorzügen mit quasi ruraler Wohnqualität. Als konkrete Entwurfsarbeit werden in dieser vorliegenden Arbeit 11 unbenutzte oder in Vergessenheit geratene Baulücken in Form eines städtebaulichen Projektes neu geplant.

Bei einer eventuellen Realisierung einer konkreten Nischenbebauung entlang der Münzgrabenstraße im Bereich zwischen Dietrichsteinplatz und Moserhofgasse wären sicher noch die Vorstellungen von Bauherr/en/innen, behördlichen Kommissionierungsgremien, Nutzer/n/innen, planenden Architekt/en/innen und ausführenden Ingenieur/en/innen zu berücksichtigen. Aber bekanntlich ist das Ergebnis stets auch eine Ringen um Überzeugungen und das zweifelsohne in einem spannenden Kontrast.

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	<b>6</b>
<b>Fotostrecke „11 lots“ in der Grazer Münzgrabenstraße</b>	<b>10</b>
<b>1. Stadtentwicklung – Perzeption im urbanen Kontext</b>	<b>23</b>
1.1. Urbanität oder Ruralität?	24
1.2. Visuelle Ordnung der Stadt	31
1.3. Belebte Stadt	38
1.4. Dichte der Stadt	41
1.4.1. Dichte auf kleinem Raum	43
1.4.2. Vernetzung der Orte	45
1.5. Sozialraum	47
<b>2. Zusammenleben in städtischen Raumnischen/-lücken</b>	<b>51</b>
2.1. Begriffsdefinition „Nische“ und „Lücke“	53
2.2. Auseinandersetzung mit Lücken	54
2.2.1. Stabilität – Mobilität	55
2.2.1.1. Danchi Tokio	56
2.2.1.2. Altstadt Porto	58
2.2.2. Individualität – Kollektivität	60
2.2.2.1. Selfmade City Berlin	61
2.2.2.2. Dreieck Zürich	64
2.2.3. Jung – Alt	67
2.2.3.1. CoHousing Trudslund	68
2.2.3.2. Tietgenkollegiet Kopenhagen	69
2.2.4. Permanenz – Temporalität	70
2.2.4.1. Fake Estates New York	72
2.2.4.2. Option Lots Berlin	75

<b>3.</b>	<b>Graz – einstige und heutige Potentiale</b>	<b>79</b>
3.1.	Stadtstruktur	82
3.2.	Aktuelle Potentiale	84
3.3.	Lücken als Bauland	87
3.4.	Münzgrabenstraße im Speziellen	89
3.4.1.	Historischer Abriss	89
3.4.2.	Soziale Interaktion	94
<b>4.</b>	<b>Entwurf „11 lots“</b>	
	– Wohnen und Leben in der Grazer Münzgrabenstraße	97
<b>5.</b>	<b>Anhang</b>	<b>147</b>
5.1.	KUWI-Aufenthalt Berlin	147
5.1.1.	Interview mit Jean-Philippe Vassal	147
5.1.2.	Gespräch mit Frauke Hehl über Allmende-Kontor	151
5.1.3.	Eigene Skizzen/Impressionen Berlin	155
5.2.	KUWI-Aufenthalt Porto	157
5.2.1.	Interview mit Go Hasegawa	157
5.2.2.	Impressionen Porto Academy '13	161
5.3.	Quellen- und Literaturverzeichnis	162
5.3.1.	Publikationen	162
5.3.2.	Ungedruckte Publikationen	168
5.3.3.	Internetquellen	168
5.3.4.	Abbildungsverzeichnis	173



9

11

10





lot 1



lot 2



lot 3



lot 4



lot 5



lot 6



lot 7



lot 8



lot 9



lot 10



lot 11

# 1. STADTENTWICKLUNG – PERZEPTION IM URBANEN KONTEXT

Von Beginn an und bis heute hat die gebaute Stadt nicht nur praktischen Lebensbedürfnissen gedient, sondern über ihre sinnliche Wahrnehmung Symbolwirkung entfaltet und Bedeutung erlangt. In ihren topologischen und geometrischen Gegebenheiten bietet sie ein breites Spektrum an baulich-räumlichen Elementen, die in der Hervorhebung einzelner bestimmter Gebäude, Gebäudegruppen, öffentliche Räume und Quartiere darstellen.<sup>1</sup>

Der hierbei verwendete Begriff von Stadt ist mit einer Vorstellung von Qualität verbunden, einer Qualität von städtischer Lebensqualität, die es erlaubt, innerhalb dieses Siedlungssystems zwischen „Stadt“ und „Nicht-Stadt“ zu unterscheiden. Die Stadt ist durch diese grundlegenden Merkmale gekennzeichnet, die sich trotz vielfältiger Veränderungen sozialer, ökonomischer und technologischer Bedingungen bis in die Gegenwart erhalten haben. Die Bewohner eignen sich eine Symbolwirkung ihrer Stadt an, darüber hinaus erkennen Stadtfremde eine Stadt an charakteristischen Gebäuden, öffentlichen Räumen und Quartieren und an ihrer Stadtsilhouette. Dabei sind einerseits klassische, rational abklärbare Standortfaktoren mit der Präsenz am Ort verbunden, andererseits haben emotionale, identifizierbare Faktoren an Einfluss gewonnen, zu denen in unseren Breiten das historische Erbe gehört.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Frick 2008, 11f.

<sup>2</sup> Vgl. Ebda.

## 1.1. URBANITÄT ODER RURALITÄT?

Bis in unsere Zeit wurde das Dorf von der Stadt unterschieden, das fast alle besonderen sozialen, ökonomischen und baulich-räumlichen Merkmale der Stadt nicht besaß. Diese Unterschiede in der Wichtigkeit von Orten, von Städten im herkömmlichen Sinne, auf überregionaler wie auch auf regionaler Ebene, sind allerdings keineswegs verschwunden.<sup>3</sup>

Es gab schon immer eine funktionale Abgrenzung zwischen Fortschritt und Tradition und dabei aber auch ein klares gesellschaftliches Rollenverständnis. Auch wenn sich an der Schnittstelle Stadt–Land über die Jahrhunderte verschiedene Alltagskulturen gegenüberstanden, haben sich beide Seiten ebenso immer bedingt. Sowohl die traditionelle Stadt, wie wir sie in Europa kennen, als auch das „unverfälschte“ Land werden heute nicht selten als Auslaufmodell beschrieben. Neue leistungsfähigere Formen der Kommunikation, geänderte Bedingungen am Arbeitsmarkt, in der Wirtschaft und der Mobilität stellen die Konzentration und die Kompaktheit der traditionellen Städte in Frage und verändern den städtischen Raum massiv.<sup>4</sup> Es entstehen neue Zonen der Konzentration: von Produktion, Konsumation und Domizil. Und die historischen Zentren der Städte werden zu Kulissen ihrer selbst, des Handels, des Tourismus, des Vergnügens. Selten werden diese allerdings als Lebensmittelpunkte genutzt.

Die neuen regionalen Lebensräume bilden die Stadt im weiteren Sinne, denn dort wo die Menschen in die umliegenden Grünzonen flüchten „verlandschaftet“ die Stadt zusehends.<sup>5</sup> Es ergibt sich eine Situation, wo die Natursuchenden in ihre Wunschgegend und dort in das Einfamilienhaus mit eigenem Garten ziehen. Gleichzeitig ist durch die Flucht aus der Stadt die Aufzehrung und Entwertung der umliegenden Landschaft in vollem Gange, ganz zu schweigen von dem Transport zu diesen ehemaligen Rückzugsorten. Der Raum, der einst der Erholung dienen sollte, wird so von Zweitwohnsitzen und Familienpalästen verbaut und verwischt die einstmaligen Grenzen

---

<sup>3</sup> Vgl. Frick 2008, 12.

<sup>4</sup> Vgl. Richter 2009, 13f.

<sup>5</sup> Vgl. Ebda.

zwischen Stadt und Land.<sup>6</sup> Städter ziehen hinaus aufs Land, bleiben aber in ihrem Geiste weiterhin Städter.<sup>7</sup> Die Trennungslinien verlaufen somit heute entlang anderer Achsen: Es ist nicht mehr der bauliche Gegensatz zwischen Stadt und Land, sondern zwischen Generationen, sozialen Schichten oder ethnischen Zugehörigkeiten, der sich an dieser Übergangszone spüren lässt.<sup>8</sup> An diesem Bereich des Übergangs werden Unterschiede zwischen den Menschen und ihrem Kontext sichtbar. Individualität und Kollektivität haben in jedem der Bereiche eine unterschiedliche Bedeutung und Wertigkeit.

Je mehr die Stadt oder die städtische Agglomeration wächst, umso unübersichtlicher kann die Stadt werden und ihre internen Wege weiten sich aus. Dabei entsteht zwar mehr Raum für soziale und ökonomische Ressourcen, der auch den dezentralisierten Orten mehr Gewicht verleiht. Seit Anbeginn von städtischen Siedlungen sind ablesbare Merkmale das Heranwachsen von Quartieren, ganz gleich ob dieser Fortschritt von administrativer Hand geplant wurde oder sich prozesshaft entwickelte.<sup>9</sup>

Der Psychoanalytiker und Schriftsteller Alexander Mitscherlich beklagt es, dass beim Wiederaufbau in den kriegszerstörten deutschen Städten die Chance vertan wurde, Bausünden der Vergangenheit zu korrigieren.<sup>10</sup> Bei der Thematik von Stadt und Grün beschreibt er die Situation wie folgt:

*„Das selbst gestaltete Biotop Stadt immer wieder verlassen zu können, um „Natur“ zu suchen, war bisher ein Stück menschlicher Freiheit. Wird das von Menschen gemachte Biotop „Stadt“ zur selbstverhängten Internierung ohne Alternative, dann hat die Menschheit sich Lebensbedingungen geschaffen, die mit denen domestizierter Tiere viel Ähnlichkeit besitzen.“<sup>11</sup>*

---

<sup>6</sup> Vgl. Rainer 1978, 73.

<sup>7</sup> Vgl. Siebel 2003, 16.

<sup>8</sup> Vgl. Richter 2009, 13f.

<sup>9</sup> Vgl. Frick 2008, 151.

<sup>10</sup> Vgl. Mitscherlich 1965, 54.

<sup>11</sup> Mitscherlich 1965, 54.

Der als Wiener Stadtplaner bekannt gewordene Roland Rainer hält in seinem Buch „Kriterien der wohnlichen Stadt“ Ende der 1970er Jahre weniger drastisch als Mitscherlich fest, dass die Wünsche der Großstadtbevölkerung verschiedenster Schichten Grünflächen seien. Er nennt als Beweis das Interesse an der Kleingartenbewegung und beschreibt den Unterschied des kultivierten Grüns öffentlicher Anlagen und das der Kleingärten und Terrassen, das in seinen Augen „weitaus farbiger, vielfältiger und vitaler“<sup>12</sup> erscheint. Dazu haben einige ernsthaft um Wohnungsfragen bemühte Architekten, zum Beispiel aus dem Kreis des Werkbundes, schon um 1930 das Wesentliche gesagt:

*„Der moderne Mensch, den seine Berufstätigkeit immer stärker anstrengt und abtetzt, braucht eine Wohnung, die viel behaglicher und bequemer ist als die alter Zeiten, weil er sich in kurzer Zeit konzentrierter erholen muß.“*<sup>13</sup>

So beschreibt auch Rainer, dass für die Bewohner einer Stadt gerade die Abwechslung der Eindrücke des alltäglichen Berufslebens während der Arbeitspausen von großer Wichtigkeit sind. Hierbei spielen auch die Grün- und Begleitflächen eine große Rolle, denn der Weg durch ruhige, schattige Wohnstraßen steht in einem regenerierenden Gegensatz zu dem geräuschüberfluteten Treiben einer Stadt. So lässt uns der Weg durch einen Garten, die Asphaltstraßen auch schnell wieder vergessen.<sup>14</sup> Dennoch bleibt zwischen den verschiedenen Arten des Grüns im städtischen Raum zu unterscheiden: Traditionell wird das Grün öffentlicher Flächen als „Schaugrün“ und „Hygienisches Grün“ bezeichnet. Freiraumaktivitäten wurden wohldefinierten und genau abgegrenzten Spezialflächen zugewiesen.<sup>15</sup> Darüber hinaus gibt es noch mindestens zwei weitere zu nennen: das begleitende oder Abstandsgrün von Verkehrsflächen und das wildwachsende Grün auf Brachflächen. Der unterschiedliche Einsatz von Grünflächen im urbanen Raum hat selbstverständlich einen differenzierten Einfluss auf die Wahrnehmung der Bewohner. Jedoch sollte laut Rainer ein Aufenthalt

---

<sup>12</sup> Rainer 1978, 99.

<sup>13</sup> Rainer 1974, 64.

<sup>14</sup> Vgl. Rainer 1978, 89f.

<sup>15</sup> Vgl. Wenzel 1997, 115.

in diesem Grünflächenbereich, ganz gleich welcher Art, Stadtbewohnern jederzeit gewährt sein und zu einem gewissen Maß der Erholung für Stadtbewohner dienen.<sup>16</sup>

In vielen europäischen Städten kam es in den letzten Jahrzehnten langsam zu einem Umdenken, was das direkte Umfeld betrifft, aber trotz alledem ist bis heute das Problem der Abwanderung in den sogenannten „Speckgürtel“ der Stadt noch nicht gelöst. Roland Rainer beschreibt hinsichtlich der Kriterien einer wohnlichen Stadt, dass als natürliche Folge der Flucht vor den asphaltverschlossenen Bodenflächen der Wohnraum nicht mehr nur nach Lichteinfall, Größe, hygienischer Ausstattung etc. beurteilt würde, sondern sich die Möglichkeit von selbstständiger, produktiver Tätigkeit eröffnen müsste, in weiterer Folge also die Eigeninitiative unabdingbar ist. So sollen sich aus Rainers Sicht in einer *„Umwelt wohnlichen Charakters, überschaubare Räume menschlichen Maßes“*<sup>17</sup> entwickeln. Dabei darf nicht vergessen werden, dass auch bei optimaler Nutzung und Gestaltung des Wohnraumes, eine Erweiterung der Wohnung ins Freie nicht ersetzt werden kann. Man hat heute (im Gegensatz zu damals, als Rainer diesen Beitrag verfasste) das Potential, das in uneinsehbaren, geschützten oder teilweise überdeckten Räumen unter freiem Himmel liegt, wieder erkannt und weiß es neu zu deuten. Im Gegensatz zu offiziell erworbenem Raum wird die Nutzung des öffentlichen Raumes kaum von Vorschriften und Verboten eingeschränkt. Eine eröffnete eigenständige Initiative lässt den Bewohnern die Gelegenheit zukommen, selbstständig kleine Freiräume nutzen und gestalten zu können. Rainer sieht die Gestaltung ebensolchen Raumes als einen wesentlichen Aspekt, der baulich möglichst wenig programmiert werden sollte, damit die Selbstständigkeit der Bewohner „passieren“ kann.<sup>18</sup>

Roland Rainer deutet bereits Ende der 1970er Jahre auf die Konsequenzen einer solcherart verursachten Auswanderung hin. Es bedeutet, dass damit sämtliche kulturelle und gesellschaftliche Aktivitäten jenseits der ehemaligen Grenzen der Stadt verlegt werden und damit eine wirtschaftliche und

---

<sup>16</sup> Vgl. Rainer 1978, 99.

<sup>17</sup> Rainer 1974, 64ff.

<sup>18</sup> Vgl. Rainer 1978, 89.

gesellschaftliche Auszehrung und Aushöhlung erfolgt.<sup>19</sup>

Neue Formen der Kommunikation, des Arbeitsmarktes, des Handels und der Mobilität stellen die Konzentration und Kompaktheit der traditionellen Städte in Frage. Dabei bleibt die Stadt nicht mehr länger Ort funktionaler und sozialer Mischung, infolgedessen haben die Formen der Konzentration mit den uns bekannten Stadtbildern nichts mehr zu tun.<sup>20</sup> Als Folge für diesen Ausstieg sind heute nicht mehr nur das Auto zu nennen, das damals zu einem starken Freiheitssymbol wurde, sondern auch der menschliche Umgang mit dem Zeitalter der Kommunikationsrevolution. So lässt der digitale Stress oft genug das Eigentliche im Leben verpassen: echte menschliche Begegnungen. Hierbei sollte keinesfalls eine Verallgemeinerung stattfinden, denn abhängig vom Alter und der Weite des Betätigungsfeldes der Bewohner hängt auch die Auseinandersetzung mit dem Umfeld zusammen:

*„Wesentlich weniger autoaffin sind hingegen junge Großstädter. Für sie geht es vor allem darum, so rasch als möglich von A nach B zu kommen. Verwendet wird dazu das jeweils effizienteste Fahrzeug. Das kann das Fahrrad genauso sein, wie ein öffentliches Verkehrsmittel oder ein Leihauto, das zufällig am Straßenrand parkt.“<sup>21</sup>*

Über die Jahrzehnte hat die rasante Zuwanderung in die Städte keinen Halt erfahren und so steigen die Einwohnerzahlen unserer Mittel- und Großstädte immer weiter. Die Behausungszahlen der Städte zeigen, dass die Größe der Stadt von der Größe der Wohnhäuser, also von der Besiedelungsdichte, weitgehend unabhängig ist: Es gibt kleine mittel- und osteuropäische Städte, die aus dicht gebauten Mietskasernen bestehen und sehr große Städte, die fast ganz aus Einfamilienhäusern bestehen, wie zum Beispiel London. London und auch die meisten der europäischen Städte haben bis 1850 aus kleinen aneinandergereihten Häusern für eine oder mehrere Familien bestanden. Rainer relativiert diesen Gedanken bereits Ende der 1970er Jahre mit der Aussage:

*„Die heute meist als unerreichbar angesehene Erfüllung des Wunsches*

---

<sup>19</sup> Vgl. Rainer 1978, 73.

<sup>20</sup> Vgl. Hubeli 2003, 7.

<sup>21</sup> Ö1 Sendung: Radiokolleg: Ist der Weg das Ziel 2013, Zugriff am 14.08.2013.

*nach dem Einfamilienhaus würde im Grunde nichts anderes bedeuten, als die Herstellung des Zustandes, der bis etwa 1850 in Städten aller Größen einigermaßen selbstverständlich war.*<sup>22</sup>

Dennoch bleibt daran zu erinnern, dass Städte im Vergleich zu ihrem regionalen Umfeld, ihre Qualität und Identität in der architektonischen und freiräumlichen Inszenierung eines verbindenden Netzes des öffentlichen Raums finden.<sup>23</sup>

Die Qualität eines Wohnraumes ist in diesem Sinne von vielen verschiedenen Faktoren ihres Umfeldes abhängig. Nicht allein die Größe oder Ausstattung einer Wohnung ergeben automatisch die Qualität für den Bewohner, sondern auch das Quartier, die Erholung, die Erreichbarkeit und Zugehörigkeit sind ausschlaggebend für die Identifikation mit dem Wohnort.<sup>24</sup>

Laut den französischen Architekten Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal sollte die Frage nach der Qualität des Wohnraumes gar nicht erst gestellt werden müssen. Weltweit ziehen bekanntlich viele Menschen von der Stadt in die Vororte, weil sie sich dort für denselben Wert mehr Wohnraum leisten können und sich mehr Wohnqualität erhoffen als in der Stadt. Diese Zersiedelungsflächen am Stadtrand setzen sich aus Ansiedlungen zusammen, in denen soziale Wohnbauten mit privaten, spekulativen Wohngebieten in einer planlosen, unstrukturierten Weise gemischt werden.<sup>25</sup> Das Büro Lacaton & Vassal orientiert sich anhand der Wünsche der Stadtbewohner und arbeitet mit existierenden Baustrukturen in einem Netz funktionierender Infrastrukturen, frei nach dem Gedankenansatz umzuwandeln und zu erweitern, damit eine typologische Migration möglich wird. Somit bewegt sich die Qualität des erweiterten Wohnens, das sich sonst in ruralen Gegebenheiten einpassen musste, nach dem Gedanken „*More space for your money*“,<sup>26</sup> hinein in den urbanen Kontext.

---

<sup>22</sup> Rainer 1978, 73.

<sup>23</sup> Vgl. Adrian 2001, 69.

<sup>24</sup> Vgl. Rainer 1978, 73.

<sup>25</sup> Vgl. Tachieva 2010, 211.

<sup>26</sup> Ruby 2006, 7.

Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal definieren den Begriff des Wohnens wie folgt:

*„Wohnen sollte die Qualität eines Einfamilienhauses haben, aber mit viel mehr Nähe zur Stadt. Die Menschen entscheiden sich entweder für die Nähe zur Stadt oder aber das Land, wo sie längere Distanzen und das Auto als Hauptfortbewegungsmittel akzeptieren, sei es für Einkäufe, zur Schule oder Freizeitaktivitäten. So entstehen Siedlungen im Fettgürtel zwischen Stadt und Land.“<sup>27</sup>*

Lacaton & Vassal gehen dabei nicht von einem Programm aus, das Formen bereitstellt, um Ereignisse stattfinden zu lassen. Erst kommt das Leben und die Aneignung und infolgedessen die ermöglichte Improvisation, die räumliche Qualität ins Leben ruft. Die Frage richtet sich nach dem Bewusstsein für die Situation des Ortes.<sup>28</sup> Der Theoretiker und Komponist Christopher Dell verweist in diesem Zusammenhang auf die Notwendigkeit der Frage, wie man die spezifischen Grammatiken, Regeln und Formen interpretiert, nämlich *„als beherrschbares, planbares Raster oder als Improvisationsstruktur zum konstruktiven Umgang mit der Un-Ordnung der Stadt.“<sup>29</sup>*

---

<sup>27</sup> Siehe dazu auch im Anhang S.1.1.: Interview mit Jean-Philippe Vassal (Jg. 1954), geführt von Lisa Thrainer, Berlin, 22.05.2013.

<sup>28</sup> Vgl. Dell 2011, 52.

<sup>29</sup> Dell 2011, 56.

## 1.2. VISUELLE ORDNUNG DER STADT

Der Stadtgrundriss ist das Gedächtnis einer Stadt und prägt damit ihre Physiognomie. Die unterschiedlich breiten Straßen, die Art der Führung mit oder gegen die Topographie, die Form und Größe der Plätze und Parkanlagen, die Lage der Kirchen, Rathäuser, Bahnhöfe einschließlich der großen technischen Infrastrukturen und der Bürgerhäuser machen die Geschichte der Stadt lesbar, ohne jemals vor Ort gewesen sein zu müssen.<sup>30</sup> Aldo Rossi weist diesbezüglich auf die Wichtigkeit der städtebaulichen Permanenz hin, im Speziellen auf die Straßenzüge und den Stadtplan selbst. Denn selbst nach wechselnder Überbauung bleibt der Stadtplan meist bestehen<sup>31</sup> und bleibt damit für den Betrachter erkenntlich und nachvollziehbar.

Die Struktur der Stadt und eines Hauses können auf sehr ähnliche Art und Weise wahrgenommen werden. Schwellen und Zwischenräume haben taktile Qualitäten und fordern eine aktive Beteiligung des Körpers am Raum.<sup>32</sup> Beim Begehen einer Stadt bewegt man/frau sich als Individuum in unterschiedlicher Weise in der dargebotenen urbanen Umgebung, es bestehen also geschlechterspezifische Unterschiede beim Begreifen des räumlichen Umfeldes. Bewegt man sich etwa als Fremder oder als Kenner einer Stadt, so kann man davon ausgehen, dass die Besucher oder Bewohner eine differente Auffassung von einer Stadtlandschaft haben. Dasselbe gilt für die Geschwindigkeit, in der man eine gewisse Wegstrecke hinter sich lässt. So gibt es Straßen und Gassen, die eher zum Durchqueren als zum Verweilen einladen. Geht man von einer gleichzeitig „normativen und erklärenden“ Theorie aus, so muss man die Stadt, um die es sich handelt, erst einmal verstehen.<sup>33</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. Stimmann 2001, 11.

<sup>31</sup> Vgl. Rossi 1973, 43.

<sup>32</sup> Vgl. Vollenweider 2013, 11ff.

<sup>33</sup> Vgl. Kevin Lynch in Good City Form, Massachusetts 1987, 39 zitiert nach Frick 2008, 33.

Dort auch Originalzitat: „It surprises no one to hear that it is impossible to explain how a city should be, without understanding how it is.“

Was muss in erster Linie städteplanerisch berücksichtigt werden, um das Bild der Stadt einprägsamer und lebendiger gestalten zu können?

Kevin Lynch entwirft in seiner Publikation „Das Bild der Stadt“ eine Theorie der Stadtplanung, indem er primär die drei Elemente „Identität“ (*identity*), „Struktur“ (*structure*) und „Bedeutung“ (*meaning*) definiert, welche erst eine Orientierung möglich machen. Es muss nach Lynch wieder erkennbare Formen geben, um den Bewohnern eine eigene Stadtidentität zu bieten. Weiters braucht es eine räumliche Struktur, die sich sowohl auf die Position des Bewohners als auch auf die wahrgenommenen Objekte bezieht. Darüber hinaus hat das Erleben der Stadt für den Betrachter sowohl eine praktische als auch eine emotionale Bedeutung.<sup>34</sup>

Lynchs Arbeit stellt einen Versuch dar, den Begriff Stadt nicht nur durch eine Anhäufung von Gestaltelementen zu erfassen, sondern sie auch nach diesen ordnen zu können. Lynch bezieht sich dabei auf Einzelelemente, die eine Stadt ausmachen. Es sind punktuelle, lineare und auch flächige Elemente, die allerdings nicht gesondert von einander auftreten, da diese ohne direkten Bezug zu einander nicht funktionieren würden, denn sie schaffen es nicht, eine eigenständige Struktur herzustellen. Es wird interessant, wenn diese von ihrer Ausrichtung unterschiedlichen Elemente zueinander in Beziehung gesetzt werden und damit ihre Wirkung aufeinander in einem gewissen Umfeld beobachtet werden kann.<sup>35</sup>

In seinen Ausführungen bezieht sich Kevin Lynch mehr oder weniger deutlich auf die historische europäische Stadt mit ihren klaren Begrenzungen zum Umland und ihrem Ideal von Öffentlichkeit. Es ist immer wieder von einem Verlust der Form, aber auch einem Verlust der Bedeutung von Stadt die Rede.<sup>36</sup> Es sind die sinnesgetragenen Eindrücke, welche die Stadtbewohner auf dem Weg durch die Stadt begleiten, aber auch die Arbeit vieler verschiedener Baumeister, die das Bild einer Stadt nachhaltig prägen. Lynch erweitert

---

<sup>34</sup> Vgl. Lynch 1989, 18.

<sup>35</sup> Vgl. Lynch 1989, 10ff.

<sup>36</sup> Vgl. Die visuelle Ordnung der Stadt (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=774&type=diskussionen>, Zugriff am 06.08.2013).

seine Gedanken der Strukturierung der Stadtplanung um den Gedanken der Wahrnehmung der Stadtbewohner. Der Mensch begreift sein Umfeld mit seinen Sinnen, in erster Linie im visuellen und dem auditiven Bereich. Doch in diesem Moment der Auseinandersetzung mit dem Kontext ist bereits mehr an Informationen vorhanden als es scheint, denn es geht nicht allein um die Formelemente, sondern auch um die Stadt als Wahrnehmungsraum. Im täglichen Handeln und Ansammeln von Emotionen, Stimmungen, Atmosphären, Gewissheiten, Gerüchten und Vermutungen erzeugt jeder nach individuellem, subjektivem und sozialem Wissen sowie aufgrund eigener Erfahrung „Stadt“.<sup>37</sup> Kevin Lynch beschreibt das Zusammenspiel von verschiedenen Eindrücken und Erinnerungen, die nicht selbst erfahren, sondern in direktem Zusammenhang mit der Umgebung gesetzt sind. So fühlt der Stadtbewohner durch Erinnerungen vergangene Ereignisse und malt sich durch das Umfeld, in dem er sich befindet, selbst ein eigenes Bild der Erinnerungen und Bedeutungen.

Die Bewohner einer Stadt versuchen ständig, ihre Umwelt zu ordnen und der Stadt damit mehr Struktur und Identität zu verleihen.<sup>38</sup> Dabei sollte eine hohe Flexibilität beachtet werden, das heißt den verschiedenen Betrachtern und dem Wandel der Zeit Wichtigkeit zukommen zu lassen. So sollte es eigentlich bei einer Umgestaltung unserer Städte möglich sein, eine Form zu entwickeln, welche die vorhandenen Ordnungsstrukturen unterstützt und diese nicht noch zusätzlich verwirrt.<sup>39</sup>

Diese Kritik an wenig sensiblen städtebaulichen Gestaltungsprozessen haben Städteplaner getätigt, wie etwa Camillo Sitte gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Sitte hebt beispielsweise in seinem Werk „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ hervor, dass man in der damaligen Zeit in der Absicht alte Strukturen aufbrechen zu wollen, um mehr Licht und Raum zu schaffen, neue strategisch überlegte Orte oder komponierte

---

<sup>37</sup> Krasny/Nierhaus 2008, 7.

<sup>38</sup> Vgl. Analyse Lynch (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=774&type=diskussionen>, Zugriff am 06.08.2013).

<sup>39</sup> Vgl. Lynch 1989, 109.

Situationen geschaffen hat.<sup>40</sup> Dass dabei die neu geplanten Gebäude mit den ursprünglichen und ihrer Umgebung rein gar nichts mehr gemeinsam hatten, wurde seiner Ansicht nach leider viel zu oft ignoriert.

Camillo Sitte beschreibt das Feingefühl um die Positionierung von Straßen und Bauten im urbanen Kontext folgendermaßen:

*„So stehen wir vor einem Rätsel – dem Rätsel des natürlichen unbewussten Kunstgefühles, das bei den alten Meistern sichtbar Wunder wirkte ohne Ästhetikparagraphen- und Regelkram; während wir mit Reißschiene und Zirkel hinterher gelaufen kommen und so feine Fragen der Empfindung mit plumper Geometrie zu lösen vermeinen.“<sup>41</sup>*

Die Lage wichtiger Wegführungen erklärt Camillo Sitte anhand der einfachen Beobachtung eines frisch verschneiten Feldes, auf dem sich die Menschen bewegen, um ihren Besorgungen nachzukommen. Es entstehen Verkehrswege, die sich nicht willkürlich orientieren, sondern es sind die direkten Verbindungen, welche diese Menschen geradewegs zu ihrem Ziel bringen. Sicherlich muss für diese Wege viel Platz einberaumt werden, aber bei Fragen des Unterbringens von Wegführungen und verschiedener Einrichtungen wird diese sichtbar gemachte Grundlage häufig ignoriert. Man neigte damals wie heute dazu in seinem natürlichen Fortkommen behindert zu werden. Es sind Kommunikationslinien, wie Sitte diese Richtungen bezeichnet, welche eine erste Wegrichtung vorgeben und anhand derer man sich laut Sitte orientieren könnte.<sup>42</sup> Prinzipiell kann also festgestellt werden, dass der Mensch meist geradewegs auf sein Ziel zusteuert, dabei würde er eher einen direkten aber aufwändigeren Weg wählen, als einen komplizierteren Umweg zu akzeptieren. Beobachtungen zufolge benützen Menschen, die an einer stark befahrenen Straße zur gegenüberliegenden Bushaltestelle gelangen wollen, zu 83% den Fußgängerübergang, 10% gehen wiederum direkt über die Straße und nur 7% entscheiden sich für die Unterführung oder Treppen. Gibt es also keine raumtrennenden Elemente, so bewegen sich die Menschen

---

<sup>40</sup> Vgl. Sitte 2010, 37.

<sup>41</sup> Sitte 2010, 24.

<sup>42</sup> Vgl. Sitte 2010, 26ff.

meist nicht auf den für sie vorgesehenen Wegen.<sup>43</sup>

In bestehenden Straßengefügen ergeben sich direkte Wegerichtungen nicht immer in vereinfachter Form, es wird entweder vorgeschrieben, in welche Richtung man sich zu bewegen hat oder der Weg entspricht zufällig der notwendigen Richtung. Nicht unwesentlich dabei ist auch das Motiv, aus welchem Grund sich die Menschen bewegen. Einem Flanierer oder einem eiligen Passanten offenbart sich ein Weg in unterschiedlicher Form. Selbst die verschiedenen Gründe von einem an einen anderen Ort zu ziehen, unterscheiden die Eindrücke beider Fußgeher in gewisser Form. Der amerikanische Architekt und Kinderbuchautor Norton Juster verweist in seinem Buch „The Phantom Tollbooth“, dass der wichtigste Grund für jemanden, der sich von A nach B bewegt, allein der Weg dorthin ist. Gleichzeitig aber erkennt er, dass man bei Nichtbeachtung des Umfeldes sehr viel schneller fort gelangt. Mit dem gleichzeitigen Vorteil schneller voran zu kommen, kommt aber auch das Desinteresse der Menschen, die sich dort fortbewegen:

*„No one paid any attention to how things looked, and as they moved faster and faster everything grew uglier and dirtier, and as everything grew uglier and dirtier they moved faster and faster, and at last a very strange thing began to happen. Because nobody cared, the city slowly began to disappear. Day by day the buildings grew fainter and fainter, and the streets faded away, until at last it was entirely invisible.“<sup>44</sup>*

Der griechische Architekt Constantinos Doxiadis hat 1963 in seiner Abhandlung „Architecture in Transition“ Bezug auf den Gegensatz zwischen dem menschlichen Maßstab und der autobezogenen Entwicklung genommen. Wohnorte, Geschäfte, Büros, Schulen und andere Institutionen des täglichen Lebens müssten daher nicht in unmittelbarer Nähe sein, da das Auto bekanntlich größere Distanzen in gleicher Zeit überwinden könne.<sup>45</sup> Hinzu kommt heute die Selbstverständlichkeit, sich darüber hinaus auch noch über die Grenzen des Landes zu bewegen. Reisen verschiedener Art haben in

---

<sup>43</sup> Vgl. Gehl 2012, 142.

<sup>44</sup> Juster 1961, 118.

<sup>45</sup> Vgl. Tachieva 2010, 210.

der Gesellschaft einen höheren Stellenwert erlangt, die Simplizität Grenzen zu überwinden, ist im Zuge der Globalisierung zu einem festen Bestandteil geworden, wobei Reisen zugleich so einfach wie nie zuvor anzutreten sind. Es verschwinden unsere geistigen Grenzen zwischen verschiedenen Kulturen bereits durch den selbstverständlich gewordenen Transport mit Autos, Zügen und Flugzeugen. Die überwundene Strecke wird nicht mehr als Distanz angesehen, sondern vielmehr marginalisiert, da der Reisende keine Relationen mehr zwischen seinem gewohnten Umfeld und einer überwundenen Strecke herstellen kann. Direkte Vergleiche mit dem Umfeld entfallen ab dem Zeitpunkt, wo das Flugzeug die Landebahn in Richtung Himmel verlässt, denn damit ist auch das letzte nachvollziehbare Verhältnis von menschlicher und motorisierter Geschwindigkeit überflüssig geworden.

Die Identifikation mit einem Ort, bei der unter anderem räumliche Objekte wahrgenommen, erkannt, wiedererkannt und sich zu eigen gemacht werden, begründen sich aus einem menschlichen Auseinandersetzungsprozess. Dadurch wird die Orientierung im Raum und die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls zu diesem Raum möglich. Die Schaffung von Identifikationsorten hat zum Ziel, diesen Prozess zu initiieren oder bestenfalls zu erleichtern. Dabei stellen Zeichen ein mögliches Mittel zur Umsetzung dieser Strategie dar. Zeichen sind einmalige, natürliche oder gebaute Objekte, die aus dem stadträumlichen Kontext wahrnehmbar hervorstechen. Es sind „außerhalb des Betrachters befindliche Bezugspunkte“<sup>46</sup>, die durch ihre Einzigartigkeit das direkte Umfeld und die weiträumige Umgebung prägen.

Zeichen können sowohl Objekte ohne konkrete Nutzung als auch ein Gebäude sein, denen eine bestimmte Nutzung zugeordnet ist. Beiden ist gemeinsam, dass sie über ihre morphologische und funktionale Beschaffenheit hinaus auf etwas verweisen, das außerhalb ihrer selbst liegt und in einen größeren Sinneszusammenhang eingeordnet werden kann. Indem Zeichen eine bestimmte Bedeutung zugewiesen werden kann, konstituieren sie einen unverwechselbaren Ort.<sup>47</sup>

---

<sup>46</sup> Lynch 1989, 96.

<sup>47</sup> Vgl. Lynch 1989, 96ff.

Eine Identifikation von Zeichen ist möglich, wenn diese in einem wahrnehmbaren Gegensatz zum stadträumlichen Kontext stehen. Dadurch sind Zeichen von verschiedenen Standpunkten des Stadtraums und mit unterschiedlichen Bewegungsgeschwindigkeiten sichtbar. Dieser Kontrast kann durch morphologische und typologische Unterschiede sowie Maßstabsbrüche in der Gestaltung erreicht werden. Weiterhin trägt eine besondere, für die Umgebung atypische Nutzung des Zeichens zu seiner Erkennbarkeit bei.<sup>48</sup> Kevin Lynch beschreibt das folgendermaßen:

*„Im Interesse der gefühlsmäßigen Sicherheit ebenso wie der funktionellen Wirksamkeit ist es wichtig, daß die Abfolgen einigermaßen kontinuierlich und ohne wesentliche Lücken sind, wenn auch eine Verdichtung von Einzelheiten an den Brennpunkten möglich ist. Die Reihenfolge erleichtert das Erkennen und dient als Gedächtnisstütze. Ortskundige Beobachter können eine enorme Anzahl an Merkpunkten in Erinnerung behalten, solange sie in einer vertrauten Abfolge auftreten. Die Orientierung kann zusammenbrechen, wenn die Folge umgekehrt oder durcheinander gebracht wird.“<sup>49</sup>*

---

<sup>48</sup> Vgl. Brandl 2007, 90f.

<sup>49</sup> Lynch 1989, 102.

### 1.3. BELEBTE STADT

Elke Krasny und Irene Nierhaus charakterisieren die Stadt als „*ein Feld sozialer Geflechte, die aufrechterhalten und verwandelt werden und in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebunden sind.*“<sup>50</sup>

Was man von Aldo Rossi und Colin Rowe lernen kann, ist zum einen, dass der öffentliche Raum keine Spezialdisziplin, also kein Niemandsland zwischen Freiflächenplanung und Verkehrsplanung ist, sondern ein Primärsystem der Stadt, das die Städte von einander unterscheiden lässt.<sup>51</sup> Für den Bewohner gilt dieser Zwischenraum als identitätsstiftend und bietet Nutzern unterschiedlicher Art die Möglichkeit, sich individuell zu entfalten und gleichzeitig Einfluss auf ihr Umfeld zu nehmen.

Urbanität, das Leben in der Stadt, bedeutet schon immer Freiheit in der Anonymität und in gleichem Maße Einsamkeit. Für die Bewohner einer Stadt bedeutet diese Freiheit im Normalfall unkontrollierter und unter weniger Zwang von Vorschriften und Normen leben zu können. Sieht man Urbanität als eine Form von Kommunikation, so darf man nicht vergessen, dass es sich zweifelsfrei um eine Differenzierung verschiedener Kommunikationsintensitäten handelt. So gehen mit der engen Kommunikation einer Gemeinschaft meist Verpflichtungen einher und damit das Verhalten, sich gewissen Normen und Sanktionen der Gruppe zu unterwerfen. Freiräume im Verhalten sind daher nur in jenen anonymen und halbanonymen Bereichen möglich, die uns die Stadt bietet. Der häufige Versuch Gemeinschaftlichkeit durch die Etablierung von Gruppenstrukturen in der Stadt herzustellen, führt daher meist zu einem gegenteiligen als dem erwünschten Resultat.<sup>52</sup> Es gilt möglicherweise funktionierende Strukturen zu nutzen und die Frequenz von ohnehin belebteren Orten so zu beeinflussen, dass sich diese Strukturen weiter verdichten und verfestigen können.

Infolge einer Durchmischung verschiedener Bewohnerkonstellationen eines Quartiers, kann soziale Vielfalt und damit häufigere Beignungen zwischen

---

<sup>50</sup> Krasny/Nierhaus 2008, 11.

<sup>51</sup> Vgl. Stimmann 2001, 33.

<sup>52</sup> Vgl. Schulz 1975, 50f.

Bewohnern garantiert werden. Solange der Bewohner einer Stadt an seinem Wohnort auch zur Arbeit geht, seine Kinder zu Schule schickt, das Theater besucht und die Verkehrsmittel nutzt, solange existiert eine Stadtbürgerschaft, die in sich selbst die Konflikte zwischen Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr austragen muss.<sup>53</sup> Je häufiger die Nutzer der Gebäude selbst Teileigentümer oder Mitglieder einer Eigentümergenossenschaft sind, umso stärker stabilisieren sie durch ihr Aktionsfeld das umliegende Gebiet. Stadtbürger, egal ob sie in der Stadt arbeiten oder leben, werden sich stärker für ihr Umfeld einsetzen, weil sie sich eher für ihr Umfeld verantwortlich fühlen. Die Häuser der Gründerzeit mit ihrer Nutzungsvielfalt waren das Resultat ökonomischen Kalküls. Die Stadthäuser mit teilweisen Läden im Erdgeschoß, mit teuren Wohnungen in den Geschoßen und billigen Quartieren in Souterrain und unter Dach waren wirtschaftlich optimierte Bautypen, im Gegensatz dazu sieht die heutige Ökonomie Monofunktionalität als nachzuverfolgendes Ziel. Volkswirtschaftlich betrachtet ist die Nutzungsmischung vernünftig, wiederum betriebswirtschaftlich gesehen ist sie nicht erstrebenswert. Als Lösung dieses Problems muss versucht werden, neue Gebäudetypen zu entwickeln, die bei Kombination verschiedener Nutzungen höhere Erträge versprechen. Nur aus ihnen lassen sich Stadtstrukturen mit heterogenen Funktionen entwickeln.<sup>54</sup>

Hanns Adrians beschreibt, dass das Verhalten der Innenstadtbewohner eine besondere Kommunikationsform beinhaltet. Sie nehmen im Vergleich zu „normalen“ Stadtbewohnern urbane Angebote vermehrt wahr und haben andere Regeln für Abstand und Nähe.<sup>55</sup> Dieser Stadtbereich wird allerdings erst dann zum Wohnen attraktiv, wenn die Nachfrage von Menschen mit einem spezifisch urbanen Lebensstil auf ein adäquates Angebot an Wohnräumlichkeiten trifft. Dabei müssen die Stadtbewohner auf Stadträume treffen, die einerseits Kommunikation erleichtern oder verhindern, je nachdem ob diese gewollt oder ungewollt ist. Sie müssen sowohl urbane Aufenthaltsräume als auch unterhaltsame „Flanierräume“ vorfinden. Die

---

<sup>53</sup> Vgl. Siebel 2003, 16.

<sup>54</sup> Vgl. Adrian 2001, 69f.

<sup>55</sup> Vgl. Ebda.

Bewohner machen den öffentlichen Raum sicherer, brauchen aber selbst sichere und belebte öffentliche Räume. Der Dialog zwischen privatem Wohnraum und öffentlichem Stadtraum findet über die Fenster statt, die als Logen zur Öffentlichkeit über das Leben in den Häusern berichten. Der psychologische Aspekt in der Nacht erleuchtete Fenster zu erkennen, trägt zur Wohnlichkeit der Innenstädte bei. Der Kontakt von der Wohnung zu schönen öffentlichen Stadträumen oder zu halböffentlichen Höfen ist ein besonderes Qualitätsmerkmal.<sup>56</sup>

Europäische Städte, die wie Wien als Vorbild für andere Stadtkonzepte dienten, erfahren durch die Auswirkungen der Globalisierung gravierende Veränderungen und Umstrukturierungen. Dabei werden städtische Zonen häufig zur ökonomischen und kulturellen Gewinnsteigerung gentrifiziert. Städtisch periphere Gebiete verarmen durch die Abwanderung von Industrien und werden durch persönlich orientierten Interessen ersetzt, oftmals ohne einen übergeordneten Blick auf die Gesamtauswirkung auf die Stadt. Damit erfährt die Stadt Kulturalisierung, Ökonomisierung und neoliberale Globalisierung, die alle gleichsam das Städtische unter Druck setzen und sich im Prozess des Umbaus und der Umdeutung andauernd (re)positionieren.<sup>57</sup>

Durch dieses Umstrukturieren kommt es innerhalb der städtischen Grenzen zu Verschiebungen der vorgesehenen Nutzungen. Die fußläufige Erreichbarkeit des Stadtzentrums rückt insbesondere durch die Vielfalt an Alternativen in den Hintergrund.

---

<sup>56</sup> Vgl. Adrian 2001, 70.

<sup>57</sup> Vgl. Krasny/Nierhaus 2008, 10f.

## 1.4. DICHTER DER STADT

Dichte steht am Ursprung allen menschlichen Siedelns. Höfe, Dörfer und größere Ansiedlungen wurden gegründet, um sich zu schützen und geschützt besser wirtschaften zu können. Vordergründig wurden sie jedoch gegründet, um dank der räumlichen Nähe besser miteinander interagieren und kommunizieren zu können.<sup>58</sup> Vittorio Magnago Lampugnani beschreibt den Begriff der Dichte etwa als *„unmittelbare Folge des kulturellen Bedürfnisses nach dem Zusammenrücken. Sie ist die Essenz des Urbanen.“*<sup>59</sup>

Im Gegensatz zur Kritik an hoher Bevölkerungsdichte, auf der einst der moderne Urbanismus aufbaute – und sich insbesondere auf Überbevölkerung und mangelhafte Hygiene bezog, die politische Maßnahmen erforderten, um die Unterbringung des wuchernden städtischen Proletariats zu regulieren – kam es am Ende des 20. Jahrhunderts zu neuen Betrachtungsweisen von Dichte, die das Thema der Nachhaltigkeit, die Umweltfrage, den Energieverbrauch und die Luftverschmutzung durch den Automobilverkehr in die Debatte integrierten.<sup>60</sup> Vieles spricht heute für Verdichtung, denn die kompakte, dichte Stadt ist energetisch nachhaltiger, gleichzeitig wird der Mobilitätsaufwand reduziert und der landwirtschaftliche Flächen- und Ressourcenverbrauch wird eingedämmt. Des Weiteren entspricht die kompakte, nicht segregierte Siedlungsstruktur dem Lebensgefühl eines von der Mittelschicht geprägten Kerns einer europäischen Gesellschaft.<sup>61</sup> Dichte kann allerdings nicht als Allheilmittel für das sichere qualitätsvolle Funktionieren einer Stadt fungieren, die Kehrseite unterstützt die Tendenz der Landflucht.

Im urbanen Kontext eröffnet sich die Frage nach der Definition von Dichte. Es handelt sich genauer gesagt um eine relative Bezugsgröße, die ihren Wert aus dem jeweiligen Kontext einer Kultur, einer Stadt und letzten Endes sogar dem Quartier bezieht. Da liegt es nahe fokussierende Faktoren hinzuzuziehen,

---

<sup>58</sup> Vgl. Lampugnani 2012, 53.

<sup>59</sup> Lampugnani 2012, 53.

<sup>60</sup> Vgl. Viganò 2012, 118.

<sup>61</sup> Vgl. Adam/Bürkle/Mayer 2011, 4.

in Form von morphologischen, typologischen, funktionalen oder atmosphärischen Kriterien, denn die bauliche Dichte ist, ganz gleich welchen Ausmaßes, lediglich das Resultat eines städtebaulichen Konzeptes. Die urbane Dichte ist ein synthetisierender Begriff, der die Dichte von Netzwerken und Interaktionen zwischen einer möglichst hohen Zahl unterschiedlicher Akteure beschreibt. Damit können hohe Zahlen an verschiedenen Formen der Dichte entstehen, die untereinander korrelieren, die bauliche Dichte bedeutet allerdings nicht unabdingbar eine hohe Dichte.<sup>62</sup>

Bauliche Dichte wird oft mit sehr gegensätzlichem Sinngehalt verbunden. Beachtet man die große Zahl an Nutzungsmöglichkeiten für Stadtbewohner und die sich damit ergebende lebensräumliche urbane Vielfalt, so verbindet man überwiegend positive Gedanken mit diesem Begriff. Dem gegenüber positioniert sich die dabei zwangsläufig erscheinende räumliche Beschränkung und die damit möglicherweise resultierende Beengung, die als negative Assoziationen in unseren Köpfen auftauchen.<sup>63</sup> Jean-Philippe Vassal erwähnt dazu die häufig beschriebene Angst der Menschen vor dem Gefühl von Enge, welche die Bewohner oft schon vor der eigentlichen Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten, rein auf die Einschränkungen fokussieren lässt. Es sollte andersherum gedacht werden und nicht vergessen werden, dass Dichte nicht zwangsweise einen Mangel aufweist, sondern sämtliche Einrichtungen auf wenig Platz vereinen und dieselbe Vielfalt wie auf großer Fläche zu Verfügung stellen kann.<sup>64</sup>

---

<sup>62</sup> Vgl. Müller Inderbitzin 2012, 196.

<sup>63</sup> Vgl. Brucks 2012, 152ff.

<sup>64</sup> Siehe dazu auch im Anhang S.1.1.: Interview mit Jean-Philippe Vassal (Jg. 1954), geführt von Lisa Thrainer, Berlin, 22.05.2013.

### 1.4.1. DICHTER AUF KLEINEM RAUM

Je dichter eine Stadt wird, desto wichtiger wird auch die Aufenthaltsqualität ihrer öffentlichen Bereiche. Dadurch dass Häuser näher aneinander rücken, wird die Verbindung der Nutzer und Bewohner untereinander verbessert und es können sich Synergien entwickeln. Wo sonst ein Treffpunkt zwischen Freunden ausgemacht und damit eine Strecke überwunden werden muss, bietet solch eine räumliche Verdichtung Vorteile für zufällige und gewollte Zusammentreffen. Es entfallen weite Wege und auf das Automobil kann weithin verzichtet werden. Räumliche Nähe erleichtert städtische Funktionen. Durch die Verdichtung der Stadt gewinnen Erdgeschosszonen mehr Aufmerksamkeit, Stadtstraßen können das Stadtbild sehr positiv beeinflussen. Dem öffentlichen Raum wird eine neue Aufgabe zuteil: Verschiedene Transportmittel, Bewohner und Freiflächen bekommen gleichermaßen Beachtung. Somit gibt es wieder mehr Platz für den Bewohner und den Menschen, der flaniert, spaziert, wohnt und arbeitet. Aus Lebensgewohnheiten und sozialen Strukturen sollen also neue Wohnformen entstehen, die eine Nähe sowie auch Abgeschiedenheit zugleich ermöglichen sollten.<sup>65</sup>

Große Städte bieten für ihre Bewohner in vielen Bezirken noch unbekannte Gebiete. Sie kennen „die andere Seite“ laut der publizierten Nachrichten in der Zeitung, dem Fernsehen und aus persönlichen Gesprächen mit Bekannten. Grund dafür sind sicherlich die weiten Entfernungen und die damit verbundenen Zeitverluste, die das Leben auf einen kleinen Bereich vermindern. Die Entfernungen sind zu groß geworden und damit vermindert sich der Erlebnisbereich Stadt.<sup>66</sup> Umso wichtiger wird es kleine Bereiche zu fördern. Ein Anreiz von Stadtzentren und Fußgängerzonen ist die Möglichkeit, Mitmenschen zu erleben. Im Zuge von Untersuchungen des städtischen Zentrum Kopenhagens erkannte ein Forschungsteam der Königlich Dänischen Akademie der Wissenschaften und Künste, dass Passanten häufig vor Geschäftsauslagen anhielten, die direkt Bezug nahmen auf die soziale Umwelt,

---

<sup>65</sup> Vgl. Gangoly 2012, 3ff.

<sup>66</sup> Vgl. Peters 1973, 15.

wie zum Beispiel vor Zeitungskiosken, Fotoausstellungen, Plakaten vor Kinos und Theatern, Kleidergeschäften sowie Spielwarenläden. Noch größeres Interesse aber weckten die unterschiedlichen menschlichen Aktivitäten, die unmittelbar auf der Straße stattfanden. Diese Aufmerksamkeit wurde ebenso alltäglichen Ereignissen, wie auch ungewöhnlichen Attraktionen zuteil.<sup>67</sup>

---

<sup>67</sup> Vgl. Gehl 2012, 28f.

## 1.4.2. VERNETZUNG DER ORTE

In dieser Arbeit wird die Stadt als Gesamtes betrachtet und es bleibt dabei nicht bei dem Bauwerk im Sinne eines einzelnen Gebäudes, sondern man nimmt sie an als eine „Anordnung von (einzelnen) Gebäuden“ und ihrer „Beziehung und Verbindung zueinander“. Dabei bleibt gegenwärtig, dass Stadt gleichermaßen als örtliche Gesellschaft, als Markt, als Biotop wie als Bauwerk zu begreifen ist: als soziales, ökonomisches ökologisches ebenso wie baulich-räumliches Gebilde. Im zentralen Blickfeld liegt hier der Vorgang der materiell-physischen Herstellung von Stadt und seine Planung: Wie Stadt durch Bautätigkeit hergestellt und laufend verändert wird und wie sich die Koordination beziehungsweise Steuerung der Bautätigkeit vollzieht, also der Städtebau.<sup>68</sup>

Betrachtet man einen Stadtgrundriss, so liegt einem zumeist ein Stadtplan oder ein Schwarzplan vor. Der Schwarzplan markiert, gemäß seines eigentlichen Wertes, nur die wichtigsten Informationen, nämlich ob eine Fläche bebaut oder unbebaut ist, unabhängig von der topographischen Beschaffenheit der Fläche und der Qualität der Architektur. Die Architektur reduziert sich in diesem Falle auf die einheitliche Darstellung typologischer Grundaussagen. Im weiteren Sinne kann damit die Stadt als eine Art Collage gelesen werden, in der sich charakterliche Ansprüche, städtebauliche Haltungen und der Umgang mit der Geschichte widerspiegeln.<sup>69</sup>

*„Die Gestalt der Grundstücke in einer Stadt, ihre Entstehung und Entwicklung sind ein Abbild der langen Geschichte des Grundeigentums in einer Stadt.“<sup>70</sup>*

Hierbei kann das Zusammenwirken gewisser Objekte, Orte und Gebiete nur erahnt werden. Es ist wichtig festzuhalten, dass diese Städte nicht aufgrund von Plänen entstanden, sondern durch einen Prozess, der oft mehrere 100 Jahre dauerte und eine permanente Korrektur und Anpassung der physischen Lebenswelt an die Stadtfunktionen zuließ. Die Stadt war also kein Ziel an sich, sondern das Ergebnis eines Prozesses, geformt von der Nutzung. Dabei spielt

---

<sup>68</sup> Vgl. Frick 2008, 11.

<sup>69</sup> Vgl. Stimmann 2001, 11ff.

<sup>70</sup> Rossi 1973, 34.

aber das Leben zwischen den Häusern meist eine essenziellere und relevantere Rolle als die Gebäude selbst.<sup>71</sup>

Aldo Rossi beschreibt in „Die Architektur der Stadt“ die Wichtigkeit des Standortes einzelner Bauten für ihr Umfeld. Dabei bezieht er sich auf die Antike und betont die Bedeutung, die man der Standortwahl gab, und ihren Ausdruck darin. So wurde das, was an dem Standort geschah, dem Walten eines *genus loci* zugeschrieben.<sup>72</sup> Die Stadt ist also strukturell betrachtet eine Ansammlung einzelner Bauten, die durch ihr Erscheinungsbild Wirkung auf Nachbargebäude und ihr direktes Umfeld haben. Durch die Konzentration einer Vielzahl an Nutzungen im Stadtraum ergeben sich Zonen, die auch ein bestimmtes Publikum anziehen. Der Vorteil Nutzungen auslagern zu können, ist eine Qualität, von dem Stadtbewohner im günstigsten Falle direkt in ihrem Umfeld profitieren können.

---

<sup>71</sup> Vgl. Gehl 2012, 29ff.

<sup>72</sup> Vgl. Rossi 1973, 91.

## 1.5. SOZIALRAUM

Eine Nutzungsdurchmischung im urbanen Kontext unterstützt, wie bereits beschrieben, die Entwicklung kultureller Diversität. In der Annahme, dass sich in einem Abschnitt zum Teil Wohnungen in Eigentum befinden oder vermietet werden, ist ein Unterschied in der Auseinandersetzung der Bewohner mit ihrem Wohnraum und ihrem direkten Umfeld zu beobachten. Zusätzlich zum sozialen Hintergrund der Bewohner bieten die Funktionen Arbeiten, Einkaufen und Wohnen eine differierende Benutzung und Aufenthalt im Straßenraum. Im Zuge dessen werden Räume angeeignet und die Stadt damit weiter belebt.

Gemeinschaftliches Wohnen war bisher ein Kernanliegen von Sozialutopien und wohnreformerischer Bewegungen. Nach einigen Jahrzehnten, in denen dem gemeinschaftliche Wohnen nur geringe Aufmerksamkeit zuteil wurde, scheinen heute unterschiedliche Formen des gemeinschaftlichen Wohnens wieder stark an Bedeutung zu gewinnen. Dieses Wachstum wird anhand ungezählter Initiativen, Projekte, Foren und Informationsbörsen in diesem Bereich dokumentiert. Kollektive Wohn- und Siedlungsprojekte erlebten in den 1920er Jahren eine Blüte, zumal neben den selbst organisierten Genossenschaften darüber hinaus auch kommunale Bauträger gemeinschaftliche Wohnprojekte errichteten.<sup>73</sup> So gab es beispielsweise „Einküchenhäuser“, die ein Reformmodell städtischer Wohnbebauung darstellten. Dabei ersetzte eine zentral bewirtschaftete Großküche innerhalb eines Mehrparteienhauses die Küchen der einzelnen Wohnungen. Das Konzept ging zurück auf Vorstellungen der Frauenrechtlerin und Sozialdemokratin Lily Braun. Mit der Grundidee der Befreiung der Frau von der Hausarbeit war es am Anfang des 20. Jahrhunderts ein ausdrücklicher Gegenentwurf zu der im Massenwohnungsbau angelegten Etablierung der isolierten Kleinfamilie.<sup>74</sup> Anders als damals erfüllt die Gemeinschaftsküche heute den Zweck des Zusammentreffens kontaktsuchender Bewohner.

---

<sup>73</sup> Vgl. Gemeinschaftliches Wohnen (<http://www.detail.de/inspiration/gemeinschaftliches-wohnen-gestern-und-heute-100449.html>, Zugriff am 22.04.2014).

<sup>74</sup> Vgl. Einküchenhaus (<http://de.wikipedia.org/wiki/Eink%C3%BCchenhaus>, Zugriff am 26.03.2014).

Einküchenhäuser oder auch Zentralküchenhäuser genannt, fanden bis in die 1950er Jahre vereinzelte und unterschiedlich geprägte Umsetzungen in verschiedenen europäischen Großstädten.<sup>75</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte der soziale Wohnungsbau in qualitativer Hinsicht keine besonders innovative Rolle spielen und stürzte seit den 1970er Jahren in eine strukturelle Krise. Nicht die traditionellen Bauträger, sondern selbstinitiierte Baugemeinschaften oder Baugruppen und neue Genossenschaften haben bei der Entwicklung neuer Formen von Gemeinschaftlichkeit im Wohnen gegenwärtig die Führungsrolle übernommen.<sup>76</sup>

Das wiederkehrende Aufblühen neuer gemeinschaftlicher Wohnprojekte kann als Gegenreaktion zu den Prozessen anhaltender Individualisierung als auch zu den Standardangeboten eines konfektionierten Wohnungsmarktes interpretiert werden, denn diese entsprechen nicht mehr der differenzierten Vielfalt der Nachfrage nach neuen Haushaltsformen und Lebenskulturen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte reagieren unmittelbar auf den gesellschaftlichen Wandel und Lebenskulturen. Damit werden neue Perspektiven der baulichen Selbstbestimmung eröffnet, durch die vielfältige Formen gemeinschaftlichen Wohnens entstehen.<sup>77</sup>

---

<sup>75</sup> Vgl. Einküchenhaus (<http://de.wikipedia.org/wiki/Eink%C3%BCchenhaus>, Zugriff am 26.03.2014).

<sup>76</sup> Vgl. Gemeinschaftliches Wohnen (<http://www.detail.de/inspiration/gemeinschaftliches-wohnen-ges-tern-und-heute-100449.html>, Zugriff am 22.04.2014).

<sup>77</sup> Vgl. Ebda.





Abb. 13: Satellitenaufnahme der Luecke Farm, Texas

## 2. ZUSAMMENLEBEN IN STÄDTISCHEN RAUMNISCHEN/-LÜCKEN

Die Auseinandersetzung mit Städtebau ist, wenn sie nicht theoretisch bleiben soll, der Praxis und im gleichen Maße gegenwärtigen Entwicklungen verpflichtet. Dabei neigt allerdings die Praxis nicht selten zu einer Art Tunnelblick, was gewisse Wunschvorstellungen betrifft, und darüber hinaus bewegt sich die Gegenwart auch meist im jeweiligen Zeitgeist und ist stets von ihrer Vergangenheit beeinflusst. Die Theorie hat dabei also die Aufgabe, ein Gleichgewicht zwischen dem praktischen Handeln und einem weiteren Horizont des Alltäglichen zu schaffen. Es sollte dabei die Gegenwart ernst genommen, aber nicht als einzigartig angesehen werden.<sup>78</sup>

Die baulich-räumliche Organisation der Stadt unterliegt technischen und topologischen Voraussetzungen, die eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen. Darüberhinaus bestimmen sozioökologische Faktoren das Wesen der Stadt, somit ist die Hauptsache jeder Stadt zweifellos die Ausgeglichenheit des Raumes zwischen den Häusern, dem Aktionsfeld jedes Städters und der Fassade als Projektionsfläche des privaten Lebens.<sup>79</sup> Anhand dieser Gesichtspunkte kann das Zusammenleben im städtischen Raum eine Orientierung finden und in Folge dessen, eine Grundlage weiterer Diskussionen und Entwicklungen bieten.

---

<sup>78</sup> Vgl. Frick 2008, Sf.

<sup>79</sup> Vgl. Ebda.

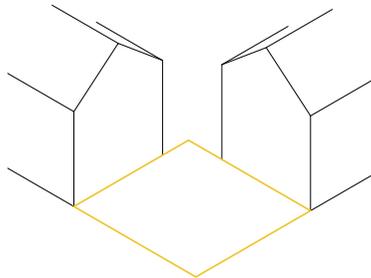
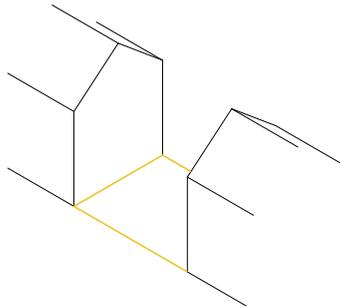
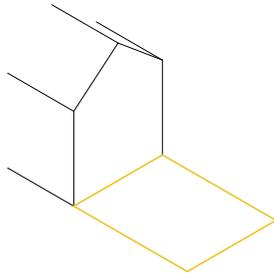


Abb. 14: Lückenatalog mit einseitigem, beidseitigem und über Eck-Abschluss

## 2.1. BEGRIFFSDEFINITION „NISCHEN“ UND „LÜCKEN“

Baulücken stellen Bauflächenreserven dar und können damit als Raumkörper im Gefüge der Stadtmasse gesehen werden. Ihre begriffliche Beschreibung ist nicht eindeutig, in diesem Fall werden die Bauflächenreserven anhand der assoziativen Begriffe Nische und Lücke analysiert.

Nischen und Lücken werden im allgemeinen Verständnis als unterschiedliche Termini verstanden. Der Nische wird eine eher positive Assoziation zuteil, die eine Erweiterung des Raumes für den Nutzer bereitstellt, und zwar in Form einer zusätzlichen Bereicherung. Dahingegen kommt der Lücke, die sich in einem zusammenhängenden Ganzen befindet, mehr die Beschreibung als unvollständiger Raum zu, gewissermaßen als Ort, dem etwas fehlt. Darüber hinaus kommt es allerdings auf den Betrachtungskontext an, in dem urbane Nischen- oder Lückensituationen weiter interpretiert werden können, so z. B. bei einer Orientierung an umgebenden Faktoren wie dem baulichen Umfeld, der gesellschaftlichen Situation und der Menge an solchen Restflächen. Dabei wird schnell klar, dass es sich mit verschiedenen Formen und Interpretationsarten zu beschäftigen gilt und ein Baulückenkataster zu definieren ist, der durch Hinzuziehen gewisser Parameter (Ausrichtung, Abmessungen, Bebauungsdichte, Art der Nutzung, etc.) zur Beschreibung solcher Restflächen dienen soll.<sup>80</sup>

Baulücken sind vielerorts augenfällige Beispiele historischer Entwicklungen und gesellschaftlicher Ereignisse. Im Ganzen gesehen sind es Restflächen und damit ungenutzte und unbebaute Bereiche im Stadtgefüge. Diese sind von der Planung vorläufig nicht berücksichtigte Flächen, die von bereits bebauten Grundstücken räumlich eingeschlossen werden.<sup>81</sup>

---

<sup>80</sup> Vgl. Brandl 2007, 80.

<sup>81</sup> Vgl. Ebda.

## 2.2. AUSEINANDERSETZUNG MIT LÜCKEN

Generell sind Lücken gemäß Flächennutzungs- bzw. Bebauungsplan meist entwicklungsfähiges Gebiet, das meist zweiseitig von Gebäuden bzw. einer Bebauung eingefasst ist. Baulücken sind damit wertvolles Bauland in meist historisch gewachsener Struktur mit kompletter technischer und sozialer Infrastruktur<sup>82</sup> und lassen sich somit leichter in die umliegende Struktur integrieren und im sozialen Umfeld vernetzen.

Häufig befinden sich diese Restflächen in einem Wartezustand und bleiben funktional uneindeutig, da Planungs- und Investitionsabsichten aufgrund unpassender Vorraussetzungen fehlen. Diese Bereiche sind sowohl Naturräume als auch Stadträume, da die fehlende Gestaltung Ruderalvegetation entstehen lässt und zu temporären Aneignungen durch Stadtbewohner führen kann. Die Nutzung der Restflächen ist nicht festgelegt und kann sich je nach Aneignungsart durch die Bewohner ändern. Aufgrund ihrer Eigenschaften bilden Restflächen einen Kontrapunkt zu nutzungsdefinierten und reglementierten Stadtstrukturen<sup>83</sup> und erweitern die städtische Vielfalt um ein Stück ungeplante Aneignung.

Die Entwicklung solcher Restflächen gilt als Folge einer fehlenden übergeordneten Gestaltungs- und Koordinationsinstanz, die das beziehungslose Nebeneinander von Bauungs- und Verkehrsinfrastrukturen bedingten. Eine weitere Ursache für Restflächen können die Auswirkungen struktureller Transformationsprozesse sein. Diese haben die bisherige Nutzung einer Fläche obsolet werden lassen und neue Nutzungsvorstellungen konnten noch nicht entwickelt werden. Anhand der Größe und Anzahl der Restflächen lassen sich einerseits der Grad der räumlichen Zersiedelung urbaner Räume, sowie auch ihr funktionaler Zusammenhalt beschreiben. Da solche Grundstücksreserven potentielle Baulandflächen darstellen, sind ihre Größe und Anzahl auch Indikator für die Höhe des Siedlungsdrucks.<sup>84</sup>

---

<sup>82</sup> Vgl. Brandl 2007, 80.

<sup>83</sup> Vgl. Ebda.

<sup>84</sup> Vgl. Ebda.

### 2.2.1. STABILITÄT – MOBILITÄT

Die Landflucht, also das Abwandern aus dem ländlichen Raum, ist in der Steiermark spätestens seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert ein Problem. Die Entwicklung greift heute auf viele kleinere Städte, auch außerhalb Österreichs über. Sie besitzen offenbar nicht mehr genügend Attraktivität im Hinblick auf persönliche Lebenschancen, Infrastruktur und Arbeitsplatzangebote.<sup>85</sup> Anders als die Mehrheit der europäischen Hauptstädte, die auf formalen Stadtplänen radial und axial angelegt wurden, ist hingegen die Stadtentwicklung Tokios. Ihr gewaltiges städtisches Gebilde erhielt Antriebskraft durch die Verbindung von Mobilität und Konsum. Das erklärt auch die Tatsache, dass die ehemaligen Vororte etappenweise mit dem sich ausbreitenden Großraum verschmolzen, ohne dabei den Charakter der Vororte jemals abgelegt zu haben.<sup>86</sup>

---

<sup>85</sup> Vgl. Tragatschnig 2012, 47.

<sup>86</sup> Vgl. Angelidou 2012, 37.

### 2.2.1.1. DANCHI TOKIO

Die Trennung der einzelnen Stadtfunktionen Wohnen, Gewerbe und Industrie sind in Japan weniger ausgeprägt als in europäischen Städten. Es wird eine ausgeglichene Mischung zwischen Wohnen und Arbeiten hergestellt, ein Grund dafür kann im traditionellen japanischen Stadtbild gefunden werden, in dem die Handwerkerquartiere auch Wohnquartiere waren, andererseits muss dabei auf eine deutliche Verschlechterung der Lebensqualität hingewiesen werden, weil damit Wohnen und Gewerbe nicht konsequent voneinander getrennt werden können.<sup>87</sup> Einen Großteil der japanischen Gesetze zum Städtebau nahm seinen Anfang als Lösung spezifischer Probleme des Großraums Tokios. Diese Gesetze wurden im Laufe der Zeit auf die umliegende Landesfläche ausgedehnt, die wiederum völlig unterschiedliche Kriterien aufwies als die Weltstadt Tokio.<sup>88</sup> Was den historischen Unterschied zwischen der asiatischen und der europäischen Kultur im Gesamten betrifft, kann auch eine differenzierte Herangehensweise zur Entwicklung und Umsetzung von neuem Wohnraum beobachtet werden.



Abb. 15: „Open Spaces Tokyo“

Der japanische Staat hält sich bei einer finanziellen Förderung des Wohnungsbaus sehr zurück, denn der Sozialwohnungsbau hat in Japan nie eine bedeutende Rolle gespielt. Zwar gibt es seit 1955 die „Japan Housing Corporation“ (Nihon Jūtaku Kōdan), diese bedient allerdings mit ihren hochgeschossigen Wohnkomplexen in „*danchi*“ (Stadtrandlage), nur die

<sup>87</sup> Vgl. Conrad/Saaler 2001, 34.

<sup>88</sup> Vgl. Stadtplanungsgesetz ([http://de.wikipedia.org/wiki/Stadtplanungsgesetz\\_\(Japan\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Stadtplanungsgesetz_(Japan))), Zugriff am 04.01.2014).

mittlere bis höhere Einkommensschicht.<sup>89</sup> „Im Durchschnitt sind viele Häuser (in Japan) auf eine Nutzungsdauer von ca. 30 Jahren ausgerichtet“<sup>90</sup> heißt es in einer der zahlreichen Webseiten, die es zukünftigen Besuchern und Bewohnern leichter machen sollen, sich in dieser neuen Kulturerfahrung orientieren zu können. Weiters beschreiben der Sozialwissenschaftler Harald Conrad und der Politikwissenschaftler Sven Saaler die japanische Haltung folgendermaßen:

*„Im Gegensatz zu den meisten europäischen Staaten ist in Japan die Vorstellung, daß Landeigentum verpflichtet, nie besonders ausgeprägt gewesen, so daß die Rechte des Landeigentümers bis heute kaum Einschränkungen erfahren haben.“<sup>91</sup>*

Diese Zurückhaltung des Staates bei der Herstellung von neuem Wohnraum erklärt sich möglicherweise im Anteil der von Eigentümern selbst genutzten Wohneinheiten, die mit 60,3% entsprechend hoch ist. So konzentriert sich grundsätzlich die staatliche Anteilnahme im Bereich des Wohnungsbaus eher auf die Gewährung günstiger Baukredite. Neben einer Reihe von öffentlichen und privaten Formen der Baufinanzierung gibt es darüber hinaus das Anreizinstrument der Steuerrückerstattung, die dem Bauherrn im Rahmen der Einkommensbesteuerung maximal 6 Jahre lang gewährt wird.<sup>92</sup>

---

<sup>89</sup> Vgl. Conrad/Saaler 2001, 37.

<sup>90</sup> Wohnen in Japan (<http://www.tabibito.de/japan/wohnen.html>, Zugriff am 10.12.2013).

<sup>91</sup> Conrad/Saaler 2001, 34.

<sup>92</sup> Vgl. Conrad/Saaler 2001, 37f.

### 2.2.1.2. ALTSTADT PORTO

Portos Altstadt, die Ribeira, gehört zum Weltkulturerbe der UNESCO. Hier treffen die Einwohner der Stadt auf Touristen aller Welt, vor alten Ladenfronten, auf dörflich anmutenden Plazas und in den alten Handelshäusern, unter deren Fundamenten römische Ruinen verborgen liegen. Dazwischen stehen, wie in vielen anderen Teilen des Stadtzentrums, viele heruntergekommene Wohnhäuser des frühen 20. Jahrhunderts. Sie wurden dem Verfall preisgegeben, als ihre jungen und wohlhabenden Besitzer in die aufstrebenden Vororte am Meer flüchteten.<sup>93</sup>



Abb. 16: Ribeira Porto, 2012

Das Stadtzentrum von Porto hat schon bessere Zeiten gesehen. Im Jahr 1947 verfügte der portugiesische Diktator Salazar einen Mietpreis-Stopp für die Großstädte Lissabon und Porto, um die Lebenshaltungskosten der Portugiesen zu begrenzen. Dieser Mietpreis-Stopp blieb mehr als 40 Jahre lang in Kraft. Während dieser Zeit sanken die realen Mieten auf Grund der hohen Inflation enorm. Für manche Altbau-Wohnungen mussten Ende der achtziger Jahre zum Teil weniger als umgerechnet fünf Euro im Monat bezahlt werden. Viele Mieter bezahlten mehr für Wasser und Strom als für ihre Miete. Auch nach dem Ende des Mietpreis-Stopps änderte sich daran erst einmal nichts: Bis 2006 blieben die Mieterhöhungen auf den Inflationsausgleich begrenzt. Zahlreiche Hauseigentümer ließen ihre Altstadtwohnungen verfallen: Es fehlte ihnen schlichtweg an Geld, um die Gebäude zu renovieren oder auf

<sup>93</sup> Vgl. Porto 2011, 528ff.

einen gefragten Standard zu heben. Viele Vermieter warteten ab, bis die letzten Mieter starben, um das Haus abreißen oder in ein Bürogebäude umwandeln zu lassen. Falls also doch noch einmal neuer Wohnraum geschaffen wurde, blieb bestenfalls die Fassade erhalten und der Rest wurde grundlegend erneuert. Da an den meisten Häusern niemals Renovierungsarbeiten stattfanden, wurde es auch oft notwendig die Altbauten abzureißen, da die Substanz durch die undichten Dächer bereits in einem katastrophalen Zustand war. Aber nicht nur Wohnungen in Privatbesitz sind verfallen, sondern auch jene die sich im Besitz der Stadt befinden, die jedoch zu wenig Geld investierte, um ihre eigenen Objekte zu sanieren. Erst seit 2006 gilt in Portugal ein Mietrecht, bei dem auch alte Mieten innerhalb von vier Jahren an den heutigen Marktwert angepasst werden können. Aufgrund schwieriger Detailregelungen haben sich Erhöhungen aber in der Praxis oft nicht durchsetzen lassen.

Die portugiesische Regierung will deshalb im Zuge der Reformen nach der Finanzkrise das Mietrecht erneut überarbeiten. Bisher galt der portugiesische Immobilienmarkt als Kaufmarkt, da relativ wenige Mietwohnungen, aber sehr viele Eigentumswohnungen angeboten wurden. Doch nach mehr als zehn Jahren wirtschaftlicher Stagnation können viele Portugiesen ihre Immobilienkredite nicht mehr bedienen und würden gerne Wohnungen mieten.<sup>94</sup>

---

<sup>94</sup> Vgl. Verfallene Schönheit (<http://www.zeit.de/reisen/2011-12/lissabon-altstadt-immobilie>, Zugriff am 10.12.2013).

## 2.2.2. INDIVIDUALITÄT – KOLLEKTIVITÄT

Stadtgestaltung wird herkömmlich als technokratisch-planerisches Gestalten der Stadtstruktur, wie z.B. durch Optimierung des Verkehrs, durch örtliche Durchmischung von Produktions-, Wohn- und Erholungsfunktionen etc. verstanden. In diesem Prozess findet der Stadtbewohner oft nur als Konsument von bereitgestellten Einrichtungen Berücksichtigung.<sup>95</sup> Aus dem Mangel an passenden Alternativen oder dem Wunsch, Projekte nach eigenen Vorstellungen zu realisieren, entwickelt sich meist eine Eigeninitiative der Bewohner. Sie bewegen sich in dem Spannungsfeld selbst etwas schaffen zu können und aus einer Notwendigkeit heraus selbst aktiv werden zu müssen, weil der Bedarf nicht durch entsprechende Angebote gedeckt wird.<sup>96</sup>

In der städtebaulichen Planung mit partizipativem Grundgedanken ist es zielführend, sich an Beispielen zu orientieren und von Assoziationen zu lernen. Ideen theoretisch zu analysieren und darauffolgend zu realisieren hat wenig Zweck, da das Ergebnis meist vom Geplanten abweicht. Durch Strategien, die eine Identifizierung der Bewohner mit einem Stadtteil zum Ziel haben, konnten meist erfolgreichere Ergebnisse erzielt werden, als durch den Erhalt von räumlichen Strukturen. Meist sind städtebauliche Pläne eine Art Orientierung für einen festgelegten Rahmen, in dem die Entwicklung vorstatten gehen soll. Dieses Aktionsfeld schränkt ein und soll aber gleichzeitig genügend Raum für zukünftige Veränderungen und nicht absehbare Entwicklungen lassen. Mit Hilfe von flexiblen Elementen wie Straße, Hof, Block und Parzelle werden Erschließungssysteme strukturiert und gegebenenfalls immer wieder auf die neueste Entwicklung adaptiert.<sup>97</sup>

---

<sup>95</sup> Vgl. Gobiet 1975, 35.

<sup>96</sup> Vgl. Ring 2013, 15.

<sup>97</sup> Vgl. Adrian 2001, 57ff.

### 2.2.2.1. SELFMADE CITY BERLIN

Berlin gilt als Stadt der Raumpioniere, als Ort selbstinitiiertener Raumeignung. Nischen werden besetzt, Orte und Bestandsbauten neu bespielt. Die Qualitäten von Berlin beispielsweise erwachsen eher den extensiven unternutzten Freiflächen der gründerzeitlichen Quartiere als den renditeorientierten neu geschaffenen Stadtquartieren.<sup>98</sup> Durch selbstbestimmtes räumliches Gestalten, Bauen, Wohnen und Arbeiten – sei es in Form von Baugruppen, Genossenschaften, Co-Working-Spaces oder anderen Projektformen – ist in Berlin innerhalb der letzten zehn Jahre eine architektonische Vielfalt und Qualität entstanden wie in kaum einer anderen Stadt. Berlin ist eine Selfmade City, diese Zuteilung verweist auf die Möglichkeit, die eigene Stadt und das eigene Lebensumfeld selbstbestimmt zu entwickeln: eine wertvolle Ressource, die es auch längerfristig in der Stadtentwicklung zu erhalten gilt.<sup>99</sup>

Berlin ist reich an Typologien, die gleichermaßen einer höchst modernen Stadtstruktur entsprechen. Im Laufe der Zeit bildete sich eine solche Stadtstruktur auch in anderen Städten, aber in ihrer architektonischen und städtebaulichen Gliederung ist sie niemals so klar erkenntlich wie in Berlin. Die beinahe vollständige Überbauung der Grundstücke und ihre Gliederung in Hinterhäusern und Hinterhöfen ist ein Charakteristikum der Stadtstruktur Berlins und gemeinhin bekannt als Berliner Block. Diese Art der Bebauung ist eine der radikalsten und wurde in ähnlicher Form auch in Hamburg und Wien umgesetzt. Diese Typologie eines funktionalistischen Siedlungsbaus ist darüber hinaus charakteristisch für viele andere europäische Städte und ein faszinierendes Beispiel für funktionalistischen Siedlungsbau.<sup>100</sup>

Der Zweite Weltkrieg hat in Berlin nicht viel übriggelassen von der historischen Substanz einer typisch europäischen Stadt. Kaum eine große Stadt auf der Welt hatte eine stärkere stadtstrukturelle Veränderung zu verkraften als Berlin. Anhand ihres Grundrisses lassen sich nicht nur Kriegszerstörungen und die Teilung der Stadt, die zum Verlust von Funktionen führte, sondern

---

<sup>98</sup> Vgl. Adam/Bürkle/Mayer 2011, 4.

<sup>99</sup> Vgl. Ring 2013, 14.

<sup>100</sup> Vgl. Rossi 1973, 61.

auch der fragmentarische Wiederaufbau in der Mitte der 1960er Jahre, der sich an unterschiedlichen Leitbildern orientierte, erkennen. So zielte die programmatische Ausrichtung auf Flächensanierung ab und die Stadterneuerung wurde nicht vorrangig als Bestandspflege, sondern als Neubaufgabe gesehen, die alte städtische und soziale Strukturen durch neue ersetzen sollte.

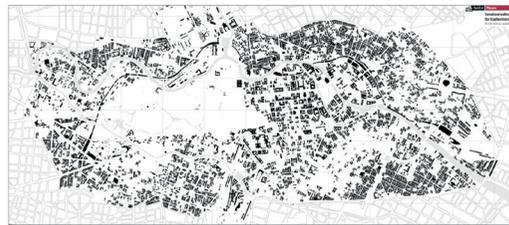


Abb. 17: Stadtzentrum Berlin, 1953

Die Stadtentwicklung gehörte zu den Politikbereichen, die als erste von diesen Entwicklungen erfasst wurde. Gedanklich angestoßen durch Alexander Mitscherlichs Thesen über die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ und orientiert an Vorbildern von Stadterneuerungsprogrammen in großen Städten der Vereinigten Staaten von Amerika, begannen im Westen Berlins und in anderen Städten der alten Bundesrepublik Diskussionen über die Demokratisierung der Stadtplanung, über eine sozial(er) ausgerichtete Stadtentwicklung sowie Wohnungspolitik und eine Beteiligung an professionellen Planungsprozessen. Diese Bewegung führte schließlich dazu, dass die Beteiligung Sanierungsbetroffener in den 1970er Jahre im Städtebauförderungsgesetz verankert wurde.<sup>101</sup> Durch Inkrafttreten des Städteförderungsgesetzes im Jahr 1971 gewann der soziale Grundsatz des Verbleibens der Bewohner in ihrem Quartier an Bedeutung. Denn die Bilanz von 1976 lautete: 18.000 neugebaute Wohnungen und dem gegenüber nur 400 modernisierte Wohnungen.<sup>102</sup>

Trotz vieler gegenläufiger Entwicklungen scheint die ehemalige

<sup>101</sup> Vgl. Hücke 2012, 33.

<sup>102</sup> Vgl. Stadtsanierungsprogramm Berlin ([http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil\\_geschichte.html](http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil_geschichte.html), Zugriff am 10.12.2013).

Weltmetropole heute wieder eine der wichtigsten Städte Europas zu werden. Eine der vorrangigsten Aufgaben der Berliner Senatsverwaltung besteht darin, einen Rahmen für dieses Vorhaben zu schaffen und der Stadt in ihrer Entwicklungsrichtung Unterstützung zu bieten. Durch die Aussicht, wie die Stadt werden kann, bildet sich Berlin selbst ihr Bild, wie jede andere Stadt, die sich im Umbruch befindet.<sup>103</sup>

Im Zuge der Internationalen Bauausstellung 1984 Berlin entdeckten die Architekten sprichwörtlich die Innenstadt wieder. Mit den 12 Grundsätzen der Stadterneuerung beschloss der Senat von Berlin eine Grundlage zum Stadterneuerungsprozess.<sup>104</sup>

Im Dezember 1996 legte der Senat unter dem Titel „Planwerk Innenstadt Berlin“ eine großflächige Planung für die Mitte Berlins vor. Der grundlegende Vorschlag des Planwerks lautete: Innenentwicklung vor Außenentwicklung, d.h. die Entwicklung eines funktionierenden Innenstadtkerns war von vorrangigem Interesse. Dieser Ansatz verlangt den Bruch mit dem Planungsziel der Moderne, die Stadt in monofunktionale Großbereiche zu zergliedern. Stattdessen sieht er die Schaffung kleiner Einheiten sozialer und funktionaler Mischung und Mitbestimmung von der Parzelle bis hin zum Stadtviertel vor.<sup>105</sup> Die Erarbeitung des Projektes „Planwerk Innenstadt Berlin“ sollte anhand von Erfahrungen funktionieren, dabei wurde auf die Planungs- und Diskussionskultur ebenso wert gelegt wie auf den endgültigen Plan selbst: Die Beteiligten durften Pläne zur Diskussion stellen, nachdem die Verwaltung sämtliche Informationen zu Verfügung gestellt hat. Durch Definition einzelner Spielregeln sollte eine bestimmte Richtung vorgegeben werden, an der sich die Diskussion orientieren sollte. Dazu müssten aber alle Beteiligten bereit sein, einander zuzuhören und eigene Vorschläge zu revidieren.<sup>106</sup>

---

<sup>103</sup> Vgl. Adrian 2001, 57ff.

<sup>104</sup> Vgl. Stadtsanierungsprogramm Berlin ([http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil\\_geschichte.html](http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil_geschichte.html), Zugriff am 10.12.2013).

<sup>105</sup> Vgl. Hoffmann-Axthelm 2001, 83ff.

<sup>106</sup> Vgl. Adrian 2001, 57f.

## 2.2.2.2. DREIECK ZÜRICH

„Städtebau kann gesteuert werden“ - Patrick Gmür ist Architekt und seit 2009 Leiter des Amtes für Städtebau der Stadt Zürich. Er beschreibt das Thema des Wohnens als weniger verkrampft als noch vor einigen Jahren, damit sei einiges möglich geworden. Heute baut man nicht mehr eine Wohnung, in der man eine gewisse Zeit seines Lebens verbringt, sondern man baut Wohnungen, die sich am Bedarf der Bewohner orientieren. Dieses Interesse wird in Zürich unterstützt, denn es gibt eine Leerquote von 0,002. Indem man mit Entwicklern oder Wohnungsgenossenschaften über verschiedene Orte diskutiert, kann festgelegt werden, welche Nutzungen sinnvoll wären.<sup>107</sup>

In der Schweiz gibt es geschätzte 1500 Wohnbaugenossenschaften mit rund 160.000 Wohnungen. Das sind 5,1% oder, zusammen mit den Wohnungen weiterer gemeinnütziger Bauträgerschaften 8,8% des gesamten Wohnungsbestandes. Die Mietzinsen pro m<sup>2</sup> liegen bei Genossenschaften um rund 15% unter dem Durchschnitt aller Mietwohnungen und bieten damit eine leistbare, risikofreie Alternative für Wohnungssuchende.<sup>108</sup>

In den 1970er Jahren sollten alle Gebäude des Dreieckigen Blocks entlang der Zürcher Ankerstraße, Gartenhofstraße und Zweierstraße von der Stadt Zürich gekauft werden, um einige der Bauten zu schleifen und Platz für neue und breitere Verkehrsachsen zu schaffen. Jahre später veränderte sich die städtische Verkehrspolitik, die geplante Achse wurde nicht weiter verfolgt. Es musste nach anderen Nutzungen für das Areal gesucht werden. Der überwiegende Teil der Bewohner waren Ausländer, viele von ihnen Gastarbeiter mit niederen Einkommensverhältnissen und beschränkten Aufenthaltsrechten. 1986 entwickelte die Stadt Zürich erste Pläne zur Revitalisierung des Quartiers. Das Grundstück sollte im Baurecht an eine Baugenossenschaft übergeben werden, ein Großteil der bestehenden Bauten sollte abgerissen und im Rahmen eines Wettbewerbs von kostengünstigen Neubauten ersetzt werden. Die betroffenen Anwohner fühlten sich übergangen, denn sie fürchteten eine Entwicklung,

---

<sup>107</sup> Vgl. Gmür 2012, 191f.

<sup>108</sup> Vgl. Wohnbaugenossenschaft Schweiz (<http://de.wikipedia.org/wiki/Wohnungsbaugenossenschaft#Schweiz>, Zugriff am 26.03.2014).

die sie nicht beeinflussen konnten, und damit wuchs zunehmend der Widerstand gegen die städtischen Pläne. Während der Begehung der Häuser durch die am Wettbewerb beteiligten Architekten wurde eine Protestaktion durchgeführt, dabei wurde ein leerstehendes Gebäude besetzt und „Das Dreieck“ erlangte erstmals mediale Aufmerksamkeit. Ablauf und Ergebnis des Wettbewerbs rief vielerorts Kritik hervor und die Entscheidung, welche der Gebäude den Neubauten zum Opfer fallen sollten, wurde in der Auslobung ohne erkennbare Begründung festgelegt. Das Gewinnerprojekt musste mehrfach überarbeitet werden, da es die Erwartungen der Stadt und der Baugenossenschaft nicht erfüllen konnte. Zeitgleich wurde der Widerstand der Bewohner konstruktiv und sie gründeten den Verein „Das Dreieck“. Durch die Gründung einer Quartierszeitung wurden die Bewohner über die Entwicklungen informiert und alternativ zur Planung der Baugenossenschaft entwickelten sympathisierende Architekten auf eigene Kosten ein Projekt zur sanften Sanierung des Areals.

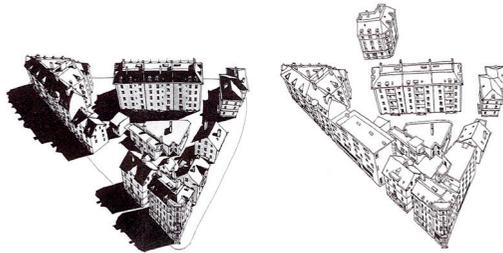


Abb. 18: „Das Dreieck“ 1989 und 2006,  
Bestand und Planung

Die Stadt beauftragte die an der Alternativplanung beteiligten Architekten eine Studie zur sanften Sanierung des Areals anzufertigen und das Ergebnis zeigte, dass dieses mit einem weitaus geringeren Kostenaufwand zu realisieren wäre. Die Bewohnerschaft beschloss alternative Selbstorganisationsformen, um das Sanierungsprojekt umzusetzen. Ein Jahr später stimmte der Gemeinderat einstimmig dem Pachtvertrag mit dem Verein zu, der sofort ein Baubüro und die Baukommission gründete. Erste bestandssichernde Renovierungsarbeiten begannen, Gemeinschaftsräume, regelmäßige Sitzungen der Bewohnerschaft und ein Mittagstisch wurden eingerichtet. 1996 wurde die Genossenschaft „Das Dreieck“ gegründet und rund zwei

Jahre später war genügend Eigenkapital vorhanden, um den Baurechtsvertrag zu übernehmen.

Zwei leere Häuser wurden während des Umbaus als temporärer Wohnraum für die betroffenen Bewohner genutzt. Bauablauf, Koordination und Terminplanung verliefen überwiegend reibungslos, sodass der 1990 als Ergebnis der ersten Studie festgelegte Kostenrahmen eingehalten werden konnte. Von 2000 bis 2003 wurden die beiden einzigen auffälligen Häuser auf dem Areal durch Neubauten ersetzt. Mithilfe eines internen Wettbewerbs unter den vier an der Renovierung der Bestandsbauten beteiligten Architekten erfolgte die Wahl der beiden Projekte für die Baulücken.<sup>109</sup>

---

<sup>109</sup> Vgl. Drexler/El khouli 2012, 92-107.

### 2.2.3. JUNG – ALT

Die modernen Grundlagen des CoHousing haben ihren Ursprung in den 1960er Jahren in Dänemark. Die ersten Überlegungen wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts von gemeinnützigen Wohnungsbauorganisationen entwickelt, um eine weitere Alternative zum privaten Wohnungsmarkt herzustellen. Trotz der qualitativ hochwertigen Projekte, konnte sich das frühe CoHousing anfänglich nicht durchsetzen. Im Zuge der Entwicklung mehrerer gemeinschaftsorientierter Wohnexperimente entstand, im Gegensatz zum bürgerlichen Lebensstil, ein Gegenentwurf auf der Suche nach einem alternativen Leben. Aus den Versuchen alternative und kollektive Strukturen heranzubilden und dem Streben der Antiautoritätsbewegung vom materiellen Wachstum loszukommen, gelang es viele differente Formen des kollektiven Wohnens umzusetzen.<sup>110</sup>

Gemeinschaftsorientiertes Bauen und Wohnen wurde in den vergangenen Jahren wieder vermehrt gefördert und rückte damit weiter in den Vordergrund der Popularität. Während in vielen Städten die Anzahl der jüngeren Menschen kontinuierlich sinkt, wird in den urbanen Ballungsgebieten zunehmend mit einem Zuwachs an älteren Bewohnern gerechnet. Für die auftretenden Folgen des demographischen Wandels wie Altersarmut und Einsamkeit gilt es sich einzusetzen und nach möglichen Lösungen zu suchen. Generationenübergreifendes Wohnen zur Miete hat bei Genossenschaften einen eigenen Stellenwert, denn nicht nur das gemeinsame Handeln und Wohnen entspricht dem genossenschaftlichen Prinzip, sondern auch weil diese gewähren können, auf Dauer bezahlbaren Wohnraum anzubieten.<sup>111</sup> Durch diese neue Wohnform mit erweiterten räumlichen und sozialen Möglichkeiten, wird eine weiterhin selbstständige Lebensführung unterstützt, die mitunter auch eine aktivierende und stabilisierende Wirkung auf ihr Umfeld haben.

---

<sup>110</sup> Vgl. Andersen 2012, 160f.

<sup>111</sup> Vgl. Lafond 2012, 48.

### 2.2.3.1. CoHOUSING TRUDESUND

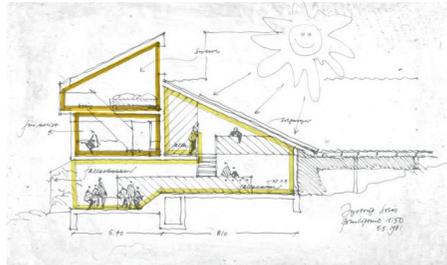


Abb. 19: Cohousing Trudslund, Wohneinheit und Gemeinschaftsflächen

Der wachsende Anteil an älteren Bewohnern ist mit ein Grund für ein zunehmendes Interesse an CoHousing. Dabei setzte sich besonders in größeren Städten der Trend des „alleine Wohnens“ in Dänemark fort. Durch den hohen Anteil alleinstehender Menschen, die vermehrt ohne soziale Absicherung leben, werden sie abhängig von öffentlicher Unterstützung, die die familiäre Fürsorge ersetzt. Kollektive Wohnformen für Ältere („olde kolle“) rückten in den letzten Jahren weiter in den Vordergrund, konnten sich aber trotz vieler positiver Aspekte noch nicht durchsetzen. Ein Grund dafür könnte sein, dass es besonders ältere Dänen gewohnt sind, in Einfamilienhäusern oder Doppelhaushälften zu leben und damit ein Umstieg in kleinere, vernetzte Wohnstrukturen erschwert wird. Gemeinnützige Organisationen versuchen potentiellen Neulingen die Vielfalt von CoHousing-Formen näher zu bringen, indem sie bewährte Beispiele vorzeigen, sowie sie unterstützen, selbst neue Gruppen zu gründen.<sup>112</sup>

<sup>112</sup> Vgl. Lafond 2012, 48.

### 2.2.3.2. TIETGENKOLLEGIET KOPENHAGEN

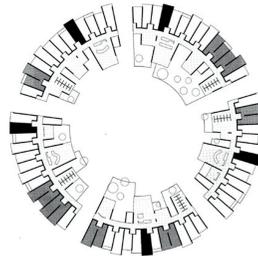


Abb. 20: Grundriss des Tietgenkollegiet Kopenhagen

In der Tradition dänischer Studentenheime spielt die Gemeinschaft eine große Rolle. Das Büro Lundgaard & Tranberg verfolgt das Ziel, Projekte mit eigenständigen Konzepten zu entwickeln und zu realisieren. Die Experimentierfreudigkeit der Dänen wie auch im Bereich der CoHousing-Projekte scheint ebenso in diesem Entwurf die Projektentwicklung weiter gefördert haben. Die Suche nach einem zukunftsweisenden Studentenwohnheim mit der Thematisierung des Wechselspiels von Gemeinschaftlichkeit und Individualität sind klar erkennbar. Die Realisierung wurde durch die Intention des Bauherrn begünstigt, ein außergewöhnliches Gebäude zu errichten und gleichzeitig durch die Fähigkeit, den Gestaltungsprozess zu verstehen, zu respektieren und herauszufordern. Gleichwohl scheint interessant, dass der Entwurf trotz der Abweichungen vom geltenden Bebauungsplan realisiert wurde.

Die Idee einer runden Gebäudeform war schon früh Bestandteil des Wettbewerbsentwurfs. Zunächst wurde die Gebäudeform verworfen, jedoch durch Vergleich mit anderen städtebaulichen Lösungen, hatte keine dieselbe Stärke und Klarheit. Die innere Organisation ist durch die Grundform eines Rings vorgegeben. An der Außenseite sind die individuellen Zimmer orientiert, an der Innenseite die Gemeinschaftsräume rings um den Innenhof. Die radiale Struktur bildet das räumliche und konstruktive Rückgrad. Durch Formvariationen, Betonung des Individuellen und dem Gemeinschaftlichen kommt jedem einzelnen Ort eine unverwechselbare Bedeutung zu.<sup>113</sup>

<sup>113</sup> Vgl. Lundgaard & Tranberg 2008, 952ff.

## 2.2.4. PERMANENZ – TEMPORALITÄT

Ein aktuelles Phänomen, das die gegenseitige Durchdringung der Produktion und Rezeption von Stadträumen deutlich macht, ist das der temporären Räume. Eine temporäre Nutzung geht von einem aktuellen Zustand statt von einem fernen Ziel aus, dabei versucht sie Bestehendes zu verwenden: Anstatt alles neu zu erfinden, kümmert sie sich um die kleinen Orte und die kurzen Zeiträume sowie die Zustände zu verschiedenen Zeitpunkten.<sup>114</sup> Hierbei muss zwischen dreierlei Konzepten von beschränkter Zeitlichkeit unterschieden werden – das Ephemere, das Provisorische und das Temporäre:

*„Ephemer bezieht sich auf eine existenzielle Zeitlichkeit, die sich nicht ausweiten lässt. Im Gegensatz dazu steht das Provisorische, das als Kurzlebiges beginnt und dann oft für lange Zeiträume bestehen bleibt. Das Provisorische ist nur stellvertretend für das Dauerhafte gedacht, eine zwischenzeitliche Vorsorge, weil etwas benötigt wird, das in der Qualität jetzt noch nicht realisiert werden kann, möglicherweise aber zu einem späteren Zeitpunkt. Das Temporäre steht zwischen diesen beiden Positionen. Es ist einerseits kurzlebig wie das Ephemere, kann aber auch wesentlich länger bestehen, es ist nicht existenziell begrenzt. Somit gibt es gemeinsame Eigenschaften mit dem Provisorium, allerdings kann das Temporäre als eigene Qualität und nicht bloß als Ersatz begriffen werden. Diese besondere Qualität besteht etwa darin, dass in der zeitlichen Limitierung, manches möglich wird, was auf Dauer gesehen (noch) undenkbar scheint.“<sup>115</sup>*

Das menschliche Bedürfnis nach Temporalität ergibt sich durch verschiedene Faktoren, die sich zum Teil noch weiter bedingen können. Jene Gründe können folgende sein: Kultur (Nomaden), Zwang (Hausbesetzung, Obdachlosigkeit), Fluktuation (altersbedingte Mobilität, sozialer Aufstieg, wachsende Haushalte, Verdrängung), Lifestyle (Umsteiger, Aufsteiger, Aussteiger) und im Kontext von Sicherheitswünschen (temporäre Nutzung).<sup>116</sup>

---

<sup>114</sup> Vgl. Haydn/Temel 2006, 10f.

<sup>115</sup> Temel 2008, 108.

<sup>116</sup> Vgl. Dangschat 2006, 9f.

Der temporäre Raum wird im folgenden Falle nicht vorrangig als das Produkt von materiellen Gegebenheiten betrachtet, sondern des Gebrauchs und der kulturellen Aufladung des Ortes. Bei diesen Räumen des sozialen Austausches sind die Produzenten und Rezipienten nicht strikt voneinander zu trennen, manchmal tauschen sie auch ihre Rollen. Spätestens seit den 1970er Jahren ist eine Kultur der räumlichen Temporalität zu beobachten, die in der jüngsten Vergangenheit zunehmend reflektiert wird.<sup>117</sup>

---

<sup>117</sup> Vgl. Temel 2008, 107f.

### 2.2.4.1. FAKE ESTATES NEW YORK

Kunst im öffentlichen Raum zu installieren und sie dabei einem bestimmten Ort zuzuschreiben, stellte in den 1970er Jahren eine neue Leitidee dar. Dazu beschreibt der Kunsthistoriker Anselm Wagner den Wandel folgendermaßen:

*„Die größte Schnittmenge zwischen Kunst im öffentlichen Raum und aktuellem Kunstdiskurs gab es zweifellos in den späten 1970er- und 1980er Jahren, weil sich das postmoderne Programm der site specificity am besten im öffentlichen Raum umsetzen ließ. Als in den 1990er Jahren die Kunst im öffentlichen Raum immer mehr zur Sozial- und Stadtteilarbeit, zu Kunst im öffentlichen Interesse mutierte, verlor sie die zentrale Kategorie des Raumes. Wer seither weiterhin raumbezogen arbeitet, kann zwar in der Öffentlichkeit immer noch großes Echo hervorrufen, aber das Interesse des Kunstbetriebs bleibt verhalten.“<sup>118</sup>*

In den 1970er Jahren führte die Steuerkrise in New York zu einem kontinuierlichen Stadtverfall. Man fürchtete, dass die der Stadt gehörenden unbebauten Grundstücke als Anziehungspunkte für Drogen, Prostitution und Verbrechen fungieren könnten. Hingegen aus der entgegengesetzten Perspektive forcierte die Politik eine Reduktion der Bewohnerdichte in innerstädtischen Armenvierteln (*spatial deconcentration*) nach den *race riots* der 1960er Jahre und ließ in den überbevölkerten Nachbarschaften verlassene Polizei- und Feuerwehrationen, aufgegebene Bankfilialen und zum Versicherungsbetrug abgebrannte Häuser zurück.<sup>119</sup>

Anfang der 1970er Jahre kaufte der amerikanische Architekt und Konzeptkünstler Gordon Matta-Clark im Zuge einer Auktion von dem New Yorker Real Estate Department rund 3.500m<sup>2</sup> Land. Bei seinem neu erworbenen Eigentum handelte es sich nicht um eine zusammenhängende Fläche, sondern es teilte sich in 15 verschiedene Grundstücke mit meist kaum einem Meter Breite auf. Die Preise der Nischen, die hauptsächlich in Queens und Staten Island situiert waren, beliefen sich auf 25USD bis 75USD, denn zum Teil wiesen diese Grundstücke auch recht unpraktikable Dimensionen

---

<sup>118</sup> Wagner 2012, 93.

<sup>119</sup> Vgl. Temel 2008, 113.

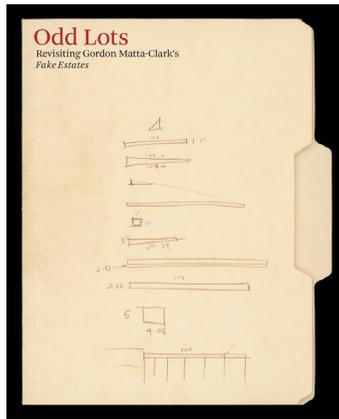


Abb. 21: Gordon Matta-Clark, „Odd Lots“ 1973-1974

auf. Diese Grundstücke gingen nach Steuerhinterziehung der Besitzer wieder über in das Eigentum der Stadt New York.<sup>120</sup> Gordon Matta-Clark beschrieb dazu in einem Interview im Jahr 1974 seinen Zugang zu den Fake Estates:

*„When I bought those properties at the New York City Auction, the description of them that always excited me the most was ‘inaccessible’. They were a group of fifteen micro-parcels of land in Queens, left-over properties from an architect’s drawing. One or two of the prize ones were a foot strip down somebody’s driveway and a square foot of sidewalk. And the others were kerbstone and gutterspace. What I basically wanted to do was to designate spaces that wouldn’t be seen and certainly not occupied. Buying them was my own take on the strangeness of existing property demarcation lines. Property is so allpervasive. Everyone’s notion of ownership is determined by the use factor.“<sup>121</sup>*

Zur gleichen Zeit begannen die Green Guerillas, eine selbst organisierte Gruppe von Bewohnern und Künstlern, in der Lower East Side in Manhattan erste Grundstücke in öffentlichem Besitz zu säubern und in Gärten umzuwandeln. Demselben Beispiel folgten alle fünf Stadtbezirke von

<sup>120</sup> Vgl. Diserens 1999, 373.

<sup>121</sup> Vgl. Ebda.

New York, sodass die Stadtverwaltung 1978 schließlich die Operation Green Thumb initiierte, die den Grund der Community Gardens mit kurzfristig kündbaren Verträgen für einen Dollar pro Jahr an die Betreiber verpachtete, wenn diese anerkannten, dass der Grund nicht ihnen, sondern weiterhin der Stadt gehörte.<sup>122</sup>

Heute gibt es im Stadtgebiet von New York, das die fünf Stadtbezirke Manhattan, The Bronx, Brooklyn, Queens und Staten Island umfasst, 1241 freie Grundstücke auf 1379 Parzellen mit insgesamt 173,77ha Fläche (das entspricht ca. der Hälfte des New Yorker Central Parks) als unbebautes Bauland mit Potential für eine Entwicklung zu Community Gardens. Die Organisation 596 acres bezieht sämtliche Informationen hinsichtlich freier Grundstücke, die für eine temporäre Nutzung ausgelegt sind, aus unterschiedlichen Quellen wie der New Yorker Stadtverwaltung und zum Teil auch direkt von Besitzern, die ihr Land freiwillig zur Verfügung stellen.<sup>123</sup> Die Webseite bietet einen Überblick über urbanen Freiland und mögliche Interventionen, die für beide Seiten der Community Garden Protagonisten – derzeitige Besitzer und zukünftige Nutzer – von Interesse sein können.

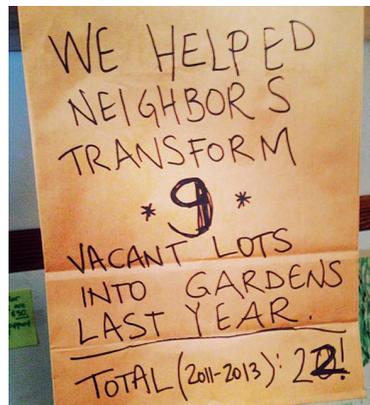


Abb. 22: 596acres, Facebook Eintrag vom 21.März 2014

<sup>122</sup> Vgl. Temel 2008, 113.

<sup>123</sup> Vgl. 596 Acres (<https://596acres.org/en>, Zugriff am 10.12.2013).

## 2.2.4.2. OPTION LOTS BERLIN

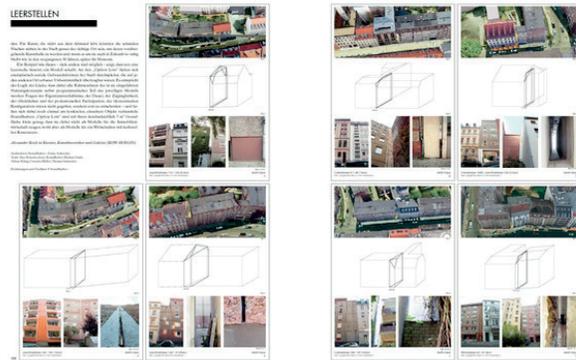


Abb. 23: Brandlhuber+, „Option Lots“ 2010

Das Berlin der 1990er Jahre war ein paradigmatischer Ort der Zwischennutzungen. Zum einen weil es viel Leerstand und damit fehlenden Verwertungsdruck gab und zum anderen existierte eine entsprechend große Szene einer kritischen Masse, die einen kulturellen Faktor für die gesamte Stadtbevölkerung ausmachte. Auch wenn es heute noch viel gebauten Leerstand und ungenützte Brachflächen in der Stadt gibt, so sind diese Orte längst in Hinblick auf eine Zwischennutzung Thema der offiziellen Politik und Ökonomie geworden.<sup>124</sup>

1980 verordnete die Staatsführung der DDR ihren Stadtplanern einen Doktrinwechsel, als sie verstand, dass sich bis zur 750-Jahrfeier Berlins – die 1987 begangen werden sollte – das Zentrum der Hauptstadt nicht vollständig in eine sozialistische Musterstadt umbauen lassen würde. Die Altbaubestände durch moderne Plattenbau-Ensembles zu ersetzen überstieg die wirtschaftliche Kapazität des Landes, das sich schon beim Bau der einstigen Stalin-Allee in den frühen Fünfzigerjahren finanziell übernommen hatte. Zugleich entdeckte die DDR in diesen Jahren den Denkmalschutz wieder. So entschied man sich in einer Mischung aus Achtsamkeit und Pragmatismus, die Altbauten zu sanieren statt sie abzureißen

<sup>124</sup> Vgl. Temel 2008, 110.

und füllte nur dem Krieg geschuldete Leerstellen mit neuen Projekten auf. Aber die Platte passte selten nahtlos in den Bestand. Die industrielle Serienfertigung ausschließlich kubischer Bauelemente konnte auf die unregelmäßige, gewachsene Struktur der Innenstadt nicht reagieren. Ausgaben der Zeitschrift „Architektur der DDR“ von 1983/84 belegen die gezielte Suche der Ingenieure und Architekten nach Bauteilsystemen für die Massenproduktion, mit denen sich die verwinkelten Vorkriegsbauten und die Grundrisse der sozialistische Moderne versöhnen ließen. Tatsächlich verfügten die Planer ab 1985 über „rationale Modelle für die Integration von Abweichung“ (Brandlhuber), über konkave und konvexe Bauteile, die den Plattenbau anschlussfähiger für aus dem Raster laufende Altbebauung machten. Doch bis es so weit war, entstanden mit jedem zweiten Bauvorhaben neue Zwischenräume in den Straßenzügen der Innenstadt, teils skurrile Übergänge zwischen alten und neuen Grundrissen. Ebenso ungewollt wie unvermeidbar wurden zahlreiche kleine Raumkörper umbaut: schlanke, von hohen Brandwänden begrenzte Tortenstücke und Raumscheiben, straßenseitig unauffällig verblendet und nach oben wie zum Hof hin meist offen. Kleine Löcher in der Stadt, die niemand beabsichtigt hatte und auch niemand wollte. Für die urbane Ökonomie weder vor noch nach der Wende interessant, überstanden die „Fake Estates“ von Berlin-Mitte selbst die grundbuchmäßige Neuaufteilung des Berliner Ostens durch Restitution und Immobilienmarkt ab 1989 und blieben unbehelligt im Besitz der Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Mitte.

Es ist vielleicht eines der typischsten urbanen Ereignisse in der jüngeren Geschichte Berlins. Sobald die (bauliche) Differenz zwischen bürgerlicher Vergangenheit und modernem Sozialismus in Form der neuen Mischbebauung nicht mehr ganz so ernst genommen wurde, waren architektonische Versprünge und Anomalien die Folge. Was Arno Brandlhuber dokumentiert hat, ist ein dezentrales Baudenkmal der sozialistischen Postmoderne.<sup>125</sup>

---

<sup>125</sup> Vgl. Option Lots ([http://www.kow-berlin.info/texts/option\\_lots\\_eine\\_recherche\\_von\\_brandlhuber](http://www.kow-berlin.info/texts/option_lots_eine_recherche_von_brandlhuber), Zugriff am 15.12.2013).



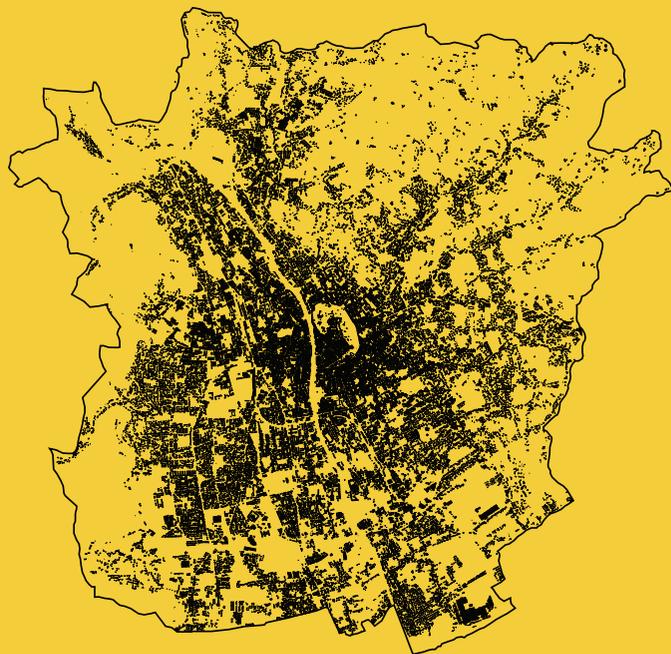


Abb. 24: Schwarzplan von Graz

### 3. GRAZ – EINSTIGE UND HEUTIGE POTENTIALE

Der Schwerpunkt der Grazer Stadtgeschichtsforschung bezog sich in erster Linie immer auf den Stadtkern und die Darstellung der Geschichte der ehemaligen Vororte von Graz wurde eher vernachlässigt. Karl A. Kubinzky spricht in diesem Zusammenhang von einer „Übermacht der innerstädtischen Geschichte“.<sup>126</sup> Trotz häufigerer neuerer Publikationen hinsichtlich der Erforschung der Vororte von Graz sind noch viele offene Fragen zu klären.

Wie die historische Grazer Altstadt von vielen gesehen wird, lässt sich treffend mit nachfolgendem Zitat kurz umreißen:

*„Sie wird von allen geliebt, sie ist für uns der Ausgleich, ein ästhetisches Ensemble, zweckfreier als all die übrige Realität unseres täglichen Lebens, das vielfach nur an Leistungs- und Profitmaximierung orientiert scheint. Sie ist das Gegenstück zu den vorstädtischen, monotonen Mietskasernen, sie ist das Ensemble, an dem die Sehnsucht nach dem Irrationalen, dem Gestalthaften, befriedigt wird. Sie ist der Ort, wo wir unser gestalterisches Gewissen abreagieren bis zur Flucht in die Nostalgie; ein zu rettendes Herz, das, wenn es zu schlagen aufhört, der gesamten Stadt, ähnlich den amerikanischen Städten, den inneren Sinngehalt nimmt. Aber ist nicht gerade diese Besinnung zugleich eine erschreckende Flucht aus der Gegenwart?“<sup>127</sup>*

Doch wie hat sich dieses Grazer Gemeinwesen zu dem entwickelt, wie es sich uns heute architektonisch darstellt? In dem Standardwerk der Grazer Stadtgeschichte von Fritz Popelka steht nachzulesen, dass im Rahmen der ersten Befestigung und zum Schutz der hier einmündenden Straßen und des Murüberganges auf dem Schlossberg die erste und für die Siedlung namensgebende Burg errichtet wurde.<sup>128</sup>

---

<sup>126</sup> Kubinzky 2003, 647.

<sup>127</sup> Kampthammer 1975, 95.

<sup>128</sup> Vgl. Popelka 1984, 50ff.

„Die Gesellschaft, welche die Gestalt der traditionellen europäischen Stadt hervorgebracht hat, existiert nicht mehr.“<sup>129</sup> Die Auflösung der Gestalt der europäischen Stadt beginnt bereits im 19. Jahrhundert. Den Zeitzeugen erscheint dies als krisenhafter Umbruch, bedeutete aber gleichfalls Befreiung und Fortschritt. In Folge der Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols wurde der einengende Gürtel der städtischen Befestigungsanlagen überflüssig.<sup>130</sup>

Als kleine Anmerkung sei hinsichtlich der Stadterweiterung ein Zitat des seinerzeitigen Kaisers Franz Joseph I. gestattet, „dass aus Graz eine offene und freundliche Stadt gemacht werde.“<sup>131</sup> Die ehemals weitläufigen Grün- und Gartenflächen verringerten sich aufgrund der Stadterweiterung und Neuorientierung der Straßenzüge zusehends, nur vereinzelt blieben sie innerhalb der noch reihenartig ausgeführten Randbebauung und entlang der Straßen bestehen, wo sie als Gärten verwendet wurden. Erst mit dem Ankauf des Hilmteiches durch die Stadtgemeinde Graz im Jahre 1866 kann von dem Beginn einer planmäßigen Grünflächenpolitik gesprochen werden.<sup>132</sup>

An der Stadtentwicklung und an den bedeutenden städtebaulichen Maßnahmen hat der 1853 ernannte Landesbaudirektor Martin Ritter von Kink einen wesentlichen Anteil. Kink bemühte sich um den Anschluss des alten Stadtkerns an das Stadterweiterungsgebiet im Osten und Süden der Stadt. Als Teilnehmer an dem Wettbewerb für die Wiener Stadterweiterung plädierte er für eine Durchgrünung der Stadt Wien und schlug verkehrstechnische Neuerungen vor. Für Graz etwa suchte er

*„durch Anlage einer Ringstraße am Rande des Glacis, durch Beseitigung des Stadtgrabens, durch Abgrabung der Wälle und Aufschüttungen im Bereich des Burgtores und des Eisernen Tores, das 1860 abgetragen wurde, eine Verbindung zwischen Innenstadt und Vorstädten herzustellen.“<sup>133</sup>*

---

<sup>129</sup> Siebel 2003, 21.

<sup>130</sup> Vgl. Ebda.

<sup>131</sup> Vgl. Dimitriou 1979, 52.

<sup>132</sup> Vgl. Dimitriou 1979, 16.

<sup>133</sup> Vgl. Ebda.

Die geplante Öffnung der Glacisgründe und deren Umwandlung in einen öffentlichen Park, konnte erst später umgesetzt werden. Auf alle Fälle scheinen auf den Landesbaudirektor Martin Ritter von Kink

*„die umweltfreundlichen, auch heute erstrebenswerten Bestimmungen der Grazer Bauordnung jener Zeit zurückzugehen. Ihnen verdankt die Stadt Graz die hohe Wohnqualität der Bürgerhäuser in den Vorstädten St. Leonhard und Geidorf.“<sup>134</sup>*

---

<sup>134</sup> Dimitriou 1979, 17.

### 3.1. STADTSTRUKTUR

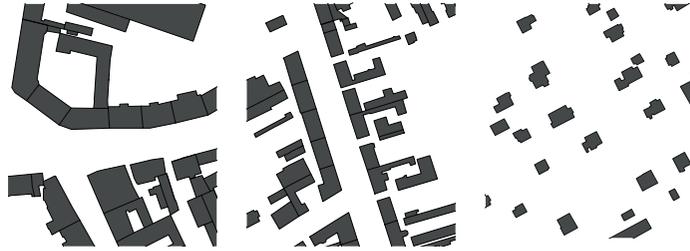


Abb. 25: Ausschnitte der Stadtstruktur um die Münzgrabenstraße, M 1:5000

Ein urbaner Ballungsraum wie Graz kann als Patchwork unterschiedlicher Stadtstruktursysteme beschrieben werden, die oft über extrem divergierende Systemeigenschaften, Stärken und Schwächen verfügen. Die unterschiedlichen historischen Epochen der Stadterweiterungen haben ihre Spuren in der Stadtstruktur hinterlassen, aber auch topografische und regionale Charakteristika bedingen neben den vorherrschenden Nutzungen unterschiedliche Stadttypologien. Diese Vielfalt wird in erster Linie über die Charakteristika der jeweiligen Bebauung deutlich. Weniger auffällig, aber dafür nachhaltiger und langfristiger manifestieren sich die unterschiedlichen Qualitäten in der Stadtstruktur. Der Bestand an Straßenachsen, Gründerzeitgebäuden, meist geschlossenen Innenhöfen und öffentlichen Räumen prägt das Grazer Stadtbild, sowohl in kultureller als auch in sozialer Sicht. Diese ist strukturell nicht so unterschiedlich von der Struktur Wiens, beinhaltet aber bereits Charakteristika die klimatische Besonderheiten beachtet.

Gründerzeitliche Strukturen: Im Unterschied zu den Strukturen der Vorstädte und des Stadtkernes folgen die Straßen und Baublöcke der Gründerzeit einem strikt orthogonalen Raster, wodurch eine hohe Ausnutzbarkeit, aber auch vielseitige Nutzungsmöglichkeiten der Bauplätze gegeben sind. Die Kleinteiligkeit der Parzellenstruktur ermöglicht eine objektweise Austauschbarkeit, wodurch die schrittweise Erneuerung des Gebäudebestandes leicht möglich ist. Die Vorteile der gründerzeitlichen Bausubstanz liegen in der Grundrissstruktur, der Tragwerksstruktur, den Raumhöhen und den verwendeten Materialien, die höchstmögliche Flexibilität und Offenheit in der Nutzung bieten. Vor allem die Raumhöhe der Erdgeschoßzone und Niveaugleichheit mit dem angrenzenden Straßenraum ermöglichen großen Nutzungsspielraum für Handel, Handwerk, Gastronomie, Wohnen, Dienstleistung etc.<sup>135</sup>

Alte Ortskerne: Die ländlichen Dörfer (z.B. Harmsdorf) am Stadtrand von Graz weisen ebenso großteils vorgründerzeitliche Strukturen auf, welche allerdings im Unterschied zu Stadtkern und Vorstädten dörflich und landwirtschaftlich geprägt sind. Trotz heute oftmals anderer Nutzung ist der ländliche Charakter dieser Stadteile weiterhin spürbar, wofür neben der erhaltenen Bausubstanz vor allem die „gewachsenen“ Strukturen, die Kleinteiligkeit und die einheitlich geschlossenen Straßenfronten der niedrigen Bebauung verantwortlich sind.<sup>136</sup>

Einfamilienhaussiedlungen: Die Sonderformen der stark durchgrünt, locker bebauten Einfamilienhaussiedlungen zeigen eine disperse Streuung, welche nach Verfügbarkeit des Bodens („wilde“ Siedlungen, privater Kleinhausbau) entstanden sind. Sie führen jedoch zu einer erheblichen Zersiedelung der Landschaft und hohem Flächenverbrauch.<sup>137</sup>

---

<sup>135</sup> Vgl. Stadtstruktur (<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/strategien/step/step05/download/pdf/step-kapitel3-3.pdf>, Zugriff am 26.01.2014).

<sup>136</sup> Vgl. Ebda.

<sup>137</sup> Vgl. Ebda.

### 3.2. AKTUELLE POTENTIALE

Die Anforderungen an die Stadt Graz werden häufig diskutiert. Neben den Problemen der Luftqualität, der Hochwassergefahr und der zunehmenden Überhitzung, liegt die Aufgabe darin, der Stadt weiterhin ein Wachsen zu ermöglichen. Da eine Umwidmung des Grazer Grüngürtels zu Bauland tabu ist, liegt die Zukunft in der Verdichtung.

Eine soziokulturelle Perspektive ist nicht vorhersehbar, denn sie hängt von den unterschiedlich gewichteten, politischen aber auch soziologischen, kulturellen Faktoren ab. Der natürliche Anstieg der Bevölkerungszahlen in den Städten, die laut aktuellen Prognosen der Statistik Austria in der Landeshauptstadt im Zeitraum von 20 Jahren um rund 10% ansteigen sollen, wirken sich besonders auf die Bezirke Geidorf, Lend, Gries und Gösting und bis zu 13% auf den VI. Stadtbezirk Jakomini aus.<sup>138</sup>

Von Seiten der Grazer Stadtbaudirektion bekennt man sich zur vorhandenen Baukultur. Dabei werden die Anliegen von Beteiligten und Interessensgruppen, wie etwa Bürgerinnen und Bürger berücksichtigt und aufeinander abgestimmt, sowie auch Wirtschaft, Architektur, Stadtplanung, Politik und Verwaltung in die Planung integriert, um beispielsweise weiterhin die Bauqualität im Stadtbild zu erhalten. Als bemessenes Ziel wird angestrebt, das Image der Stadt zu verbessern und damit das Profil der Marke „Stadt“ zu stärken.<sup>139</sup> Dass nicht immer alle Maßnahmen im Sinne der Bewohner geschehen, lässt eine ungleich verteilt prozentuale Mitsprache vermuten. Visionen der Grazer Stadtbaudirektion zielen auf das Zusammenwirken von Kultur-, Wirtschafts- und Wissenschaftskompetenzen ab. Die *„dynamische, moderne und kreative Entwicklung“*<sup>140</sup> soll für zukünftige Projekte Zugkraft sein und damit die Grundlage für eine hohe urbane Lebensqualität bieten.

Laut Grazer Stadtplanungsamt läge der Fokus auf dem Übergangsbereich

---

<sup>138</sup> Vgl. Bevölkerungsprognose 2012, 9f.

<sup>139</sup> Vgl. Baukultur (<http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/beitrag/10135888/2852251>, Zugriff am 22.04.2014).

<sup>140</sup> Smart City Graz 2012 (<http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/4631044/DE/>, Zugriff am 16.03.2014).

zwischen Stadtzentrum und den „chaotischen Zwischenstadt-Arealen“,<sup>141</sup> die zusehends geordnet und homogenisiert werden sollen. Aus „Zwischenstadt“ soll „Stadt“ werden und dabei die Kommunikation in Form von geregelter Bürgerbeteiligung verbessert werden. So würde sich die Stadt künftig nicht mehr in Form von Wohnparks entwickeln, „sondern es müsse gelingen, „Stadt“ zu bauen.“<sup>142</sup> Es sei vielmehr wichtig, urbane, öffentliche Räume zu schaffen, die qualitativ einen Mehrwert schaffen und darüber hinaus zur fußläufigen Erschließung einladen. Gleichzeitig sei das Stadtplanungsamt nicht dafür zuständig „Stadt“ zu bauen, sondern öffentlichen Raum zu planen, denn dafür reiche die Kapazität nicht, so DI Bernhard Inninger vom Grazer Stadtplanungsamt.<sup>143</sup>

Zur Zeit gibt es mehrere laufende Projekte im Grazer Stadtgebiet, welche die Lebensqualität für Bewohner und Besucher in ihren Quartieren erhöhen sollen. Die laut der Grazer Stadtbaudirektion geplanten Strategien für eine nachhaltige Stadtentwicklung betreffen die Handlungsfelder von Ökonomie, Gesellschaft, Ökologie, Mobilität, Energie, Ver- und Entsorgung, welche die Stadtplanung etappenweise auf das Ziel einer „Zero Emission“ Stadt hinführt.<sup>144</sup>

In Graz wird in den kommenden Jahrzehnten viel gebaut werden, denn der Bedarf nach Wohnraum ist groß. Jedoch werden grundlegende Änderungen geschehen müssen, damit Neues in der Grazer Stadtplanung stattfinden kann. Dabei müsste der Stadtplanung durch neue gesetzliche Grundlagen die Möglichkeit gegeben werden, tatsächlich Stadt zu planen. Die Stadtplanung müsste die Ressourcen haben, für interessante Gebiete Bebauungspläne zu erstellen, bevor die Investoren mit fertigen Projekten kommen.<sup>145</sup>

---

<sup>141</sup> Wieviel Planung braucht Graz (<http://www.gat.st/news/wie-viel-planung-braucht-graz>, Zugriff am 25.04.2014).

<sup>142</sup> Vgl. Ebda.

<sup>143</sup> Vgl. Ebda.

<sup>144</sup> Vgl. Smart City Graz 2012 (<http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/4631044/DE/>, Zugriff am 16.03.2014).

<sup>145</sup> Vgl. Wieviel Planung braucht Graz (<http://www.gat.st/news/wie-viel-planung-braucht-graz>, Zugriff am 25.04.2014).



Abb. 26: Rachel Whiteread, „Parts 1–4 of House Study (Grove Road)“ 1992

### 3.3. LÜCKEN ALS BAULAND

Im Grazer Architektur Magazin hat Ernst Hubeli in seinem Artikel „Jenseits des Entwurfs“ Bemerkenswertes hinsichtlich Lücken bzw. „Leerstellen“ publiziert:

*„Niemand kann vorraussagen, was, wie und wann benützt wird, angeeignet und gedeutet wird, welche Zwecke und welche Ästhetik von Dauer sind und welche nicht. Das spricht nicht gegen das Entwerfen von Stadtteilen, aber gegen geplante Endzustände. Und es spricht dafür, Leerstellen zu entwerfen, und Ungewissem wie den Notwendigkeiten Spielräume zu geben.“<sup>146</sup>*

Immer noch werden an der Peripherie von Städten auf der sogenannten „grünen Wiese“ Bauflächen ausgewiesen, obwohl auch innerhalb des Stadtgebietes eine beachtliche Zahl an Brachflächen vorhanden sind. Zum Einen sind es brachliegende Flächen und andererseits Gebäude, deren Nutzung aufgegeben wurde. Im Gegensatz zum sehr geringen Bevölkerungswachstum in Österreich (01.01.2013: +0,5%)<sup>147</sup> wächst der Flächenverbrauch ungebremst weiter, und zwar bedingt durch Faktoren wie sozioökonomischer Wandel, d.h. gestiegene Ansprüche an den Lebenswandel, der zu steigenden Wohnansprüchen und -bedürfnissen führt, den Trend zu flächenintensiveren Bebauungsformen und den Strukturwandel in der Wirtschaft. Eine Auseinandersetzung mit den Nischen unserer Städte ist aufgrund dieser Entwicklungen also ein äußerst aktuelles Thema.<sup>148</sup> Der Stadt soll sich die Möglichkeit bieten zu wachsen, indem Flächen mit Potential zum Weiterentwickeln integriert werden, sodass die Stadt dabei nicht ihren Charme verliert. So wird in den letzten Jahrzehnten der Gründerzeitbau aufgrund seiner überwiegend günstigen Eigenschaften, innerhalb und außerhalb der Bauten maximal ausgenutzt und das nicht immer optimal. Interessant erscheint nicht der pekuniäre Aspekt, sondern die Dimensionierung des Gründerzeitbaus und die damit entstandene Straßen-

---

<sup>146</sup> Hubeli 2009, 37.

<sup>147</sup> Vgl. Österreichische Bevölkerung ([http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/524883\\_Oesterreichs-Bevoelkerung-2012-um-rund-45.000-Personen-gewachsen.html](http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/524883_Oesterreichs-Bevoelkerung-2012-um-rund-45.000-Personen-gewachsen.html), Zugriff am 03.07.2013).

<sup>148</sup> Vgl. Wallner 2010, 13ff.



Abb. 27: Schwarzplan vom VI. Grazer Stadtbezirk Jakomini

und Hofstruktur die das Grazer Stadtbild prägt. Vielmehr sind es die aufgrund verschiedener städtebaulicher Interventionen entstandenen Lücken und Nischen, die ein Potential beinhalten.

### **3.4. MÜNZGRABENSTRASSE IM SPEZIELLEN**

Strukturell nicht zu übersehen ist in Graz bekanntlich der räumliche Raster der Blockrandbebauung, der, orientiert an historisch bedingten sowie neu geplanten Verkehrsachsen, durch seine hohe Geschlossenheit zu beiden Seiten (straßenseitig urban, hofseitig beinahe rural) die Persönlichkeit der Stadt ausmacht. Definiert durch zwei städtebauliche Strukturen, präsentiert sich die Stadt auf der einen Seite mit dem historischen Zentrum, welches durch die dichte mittelalterliche Innenstadt übergehend in das gründerzeitliche Hofsystem charakterisiert, in dem die Fassaden eine klare Grenze zwischen dem äußeren Straßenraum und dem grünen privaten Bereich im Inneren bilden. Auf der anderen Seite durch die typische Stadtrandbebauung, in Form von isolierten Objekten, die sich scheinbar fließend in einem Raum geringer städtebaulicher Dichte verlieren.

#### **3.4.1. HISTORISCHER ABRISS**

Die Grazer Münzgrabenstraße befindet sich heute im VI. Stadtbezirk Jakomini und erstreckt sich über 2,33km vom nahe am Zentrum gelegenen Dietrichsteinplatz zur Autobahnauffahrt Graz-Ost, geht über in die Liebenauer Hauptstraße und bietet in den unterschiedlichen Abschnitten verschiedene charakterliche Merkmale. Ursprünglich befindet sich die Straße außerhalb der eigentlichen Kernstadt und zählt damit zu dem Straßendorf Harmsdorf oder Hadmarsdorf im heutigen südlichen Grazer Stadtgebiet, das erstmals unter der Bezeichnung Hadmarsdorf im Jahr 1165 genannt wurde. Bekannt ist diese Ortschaft durch das 1944 zerbombte Schloss Harmsdorf, dessen Geschichte zurück in das 14. Jahrhundert zurückgeht. Das Gut Harmsdorf mit dem darauf befindlichen Dorf Harmsdorf wurde 1849, nach einer einstimmig

beschlossenen Bürgerbefragung mit der Stadt Graz zusammengelegt.<sup>149</sup>

Die Herkunft des Namens Münzgrabenstraße lässt sich nicht eindeutig bestimmen, in der Fachliteratur findet man mehrere, teilweise widersprüchliche Erklärungen. Schon im Jahr 1422 wird der Münzgraben erwähnt und 1596 wird von einem im Münzgraben liegenden Spanhof (Moserhof bzw. Althallerschlössl) berichtet. Eine nachweisbare Münzerei gab es hier jedoch keine, ebenso ist kein Graben belegbar. Der Historiker Hans Pirchegger argumentierte 1970, dass sich der Name Münzgraben von einem Feld der Ritter vom Graben ableite. 1979 bereicherte der Namensforscher Fritz Lochner von Hüttenbach die Namensherkunftsdiskussion mit dem Hinweis, dass Münze von Minze, also der Pfefferminze abzuleiten sei, also das vermehrte Vorkommen von Pfefferminze dem Münzgraben seinen Namen gegeben haben könnte. Der „Steirische Wortschatz“ (1903, Nachdruck 2009) nennt den Begriff Grabengeld als alte Form einer Abgabe.<sup>150</sup> Ein weiterer Erklärungsansatz aus der lokalen mündlichen Tradition besagt, dass der Name auf die seinerzeitigen zahlreichen Funde alter Münzen zurückzuführen sei. Alles in allem ergeben sich hier verschiedene Erklärungsversuche und Interpretationen, es kann also keine eindeutige Aussage über die Herkunft des Namens Münzgraben getroffen werden.

Die Münzgrabenstraße ist eine seit dem Mittelalter wichtige Verkehrsstraße<sup>151</sup> und das Jahr der offiziellen Benennung ist um 1700 anzusetzen. Im Franziszeischen Kataster von 1829 als „Münzgraben“ bezeichnet,<sup>152</sup> bietet die Straße zum Teil sehr wertvolle Althausensembles, im ersten Abschnitt besteht sie zurzeit weitgehend aus einem geschlossenen Altbestand, der zum größten Teil im 17. bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut wurde.<sup>153</sup> Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Münzgrabenstraße mehrfach wie auch viele andere Straßen der Stadt Ziel der Bombenangriffe, viele Gebäude wurden dabei beschädigt oder gar ganz zerstört.

---

<sup>149</sup> Vgl. Baravalle 1995, 17f.

<sup>150</sup> Vgl. Kubinzky 2009, 307.

<sup>151</sup> Vgl. Schweigert 1979, 203.

<sup>152</sup> Vgl. Bundesdenkmalamt 2012, 800.

<sup>153</sup> Vgl. Schweigert 1979, 203.

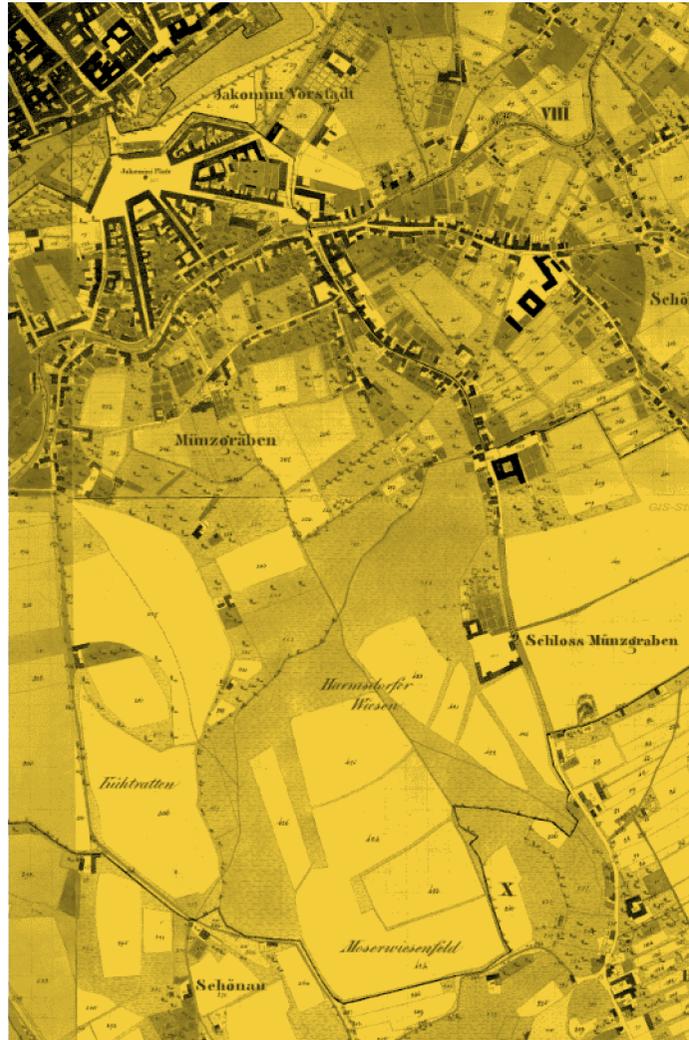


Abb. 28: Ausschnitt des Franziszeichen Katasters, 1829

Der Gebietscharakter der Münzgrabenstraße verändert sich sehr je nach Distanz zur Grazer Innenstadt und lässt sich in drei charakterlich unterschiedlich anmutende Bereiche teilen. Es kann angenommen werden, dass diese Ausfallsstraße vor der seinerzeitigen überhand nehmenden Gründerzeitbebauung vorwiegend von Vorstadtgebäuden des 17. bis 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts gesäumt war, ein Hinweis darauf wären die bis dato bestehenden Gebäude am Beginn und Ende der Straße.

Der erste Abschnitt der Münzgrabenstraße im Bereich zwischen Dietrichsteinplatz und Hafnerriegel ist in die Gründerzeitliche Bebauung der umliegenden Nachbarschaft integriert. Es handelt sich überwiegend um 2- bis 4-geschoßigen Altbestand, der bis auf wenige Ausnahmen an der Straßenfluchtlinie ausgerichtet ist.

Im zweiten gewählten Abschnitt zwischen Hafnerriegel und Münzgrabenstraße 132 erweitert sich die lichte Straßenbreite sichtlich und die Höhe der Bebauung verringert sich auf 1- bis 3-geschoßige Schopfwalmgiebelhäuser.<sup>154</sup> Anhand der letzten noch vorhandenen Vorstadthäuser lässt sich erkennen, wie man noch vor der Gründerzeit in Graz gelebt hat. Am 12. Oktober 1673 wurde in feierlichem Rahmen der Grundstein für das neue Kloster der Augustiner-Barfüßer St. Anna im Münzgraben gelegt, dessen erster Prior Abraham a Santa Clara wurde. Die Bewilligung zum Bau des Augustiner-Klosters hatte Kaiser Leopold I. bereits 1665 gegen den Widerstand des Grazer Magistrates erteilt.<sup>155</sup> Am 1. November 1944 wurde die Münzgrabenkirche bei einem Bombenangriff vollkommen zerstört.<sup>156</sup> In den Jahren von 1950 bis 1953 wurde die Pfarrkirche Unbeflecktes Herz Mariens nach den Plänen von Georg Lippert errichtet und im Jahr darauf geweiht.<sup>157</sup>

Besonders fallen die Adressen Münzgrabenstraße 93-113 auf, da dies ein „malerisches Ensemble eingeschossiger schlichter Biedermeierhäuser“<sup>158</sup> ist, das sich südlich der Moserhofgasse ostseitig eingeschößig und westseitig

---

<sup>154</sup> Vgl. Schweigert 1979, 203.

<sup>155</sup> Popelka 1984, Xff.

<sup>156</sup> Vgl. Brunner 1989, 172.

<sup>157</sup> Vgl. Bundesdenkmalamt 2012, 812.

<sup>158</sup> Schweigert 1979, 203.

zweigeschoßig geschlossen fortsetzt. In diesem Bereich befindet sich auch der um 1570 erbaute Renaissancehof Moserhofschlössl, der sich freistehend ca. in einem Abstand von 50m zur Münzgrabenstraße befindet. Das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Schloss Harmsdorf befand sich auf Höhe Brucknerstraße/Harmsdorfgasse und bildete laut Franziszeischen Kataster von 1829 das Zentrum des Straßendorfs Harmsdorf.<sup>159</sup> Der Bereich zwischen Dietrichsteinplatz und Münzgrabenstraße unterliegt derzeit der Schutzzone III des Grazer Altstadterhaltungsgesetzes.<sup>160</sup>

Der dritte Abschnitt vom Neuholdweg zur Liebenauer Hauptstraße weist eine lockere Bebauung auf, ohne erkennbare Ausrichtung an irgendeiner Straße oder einem Raster. Hierbei wird erstmals eine starke Durchmischung vieler verschiedener Typologien unterschiedlicher Gebäudestrukturen sichtbar.

---

<sup>159</sup> Vgl. Bundesdenkmalamt 2012, 800.

<sup>160</sup> Vgl. Altstadterhaltung (<http://www.umwelt.steiermark.at/cms/beitrag/10081357/686617>, Zugriff am 22.08.2013).

### 3.4.2. SOZIALE INTERAKTION

Durch die Rolle der Stadt als Landeshauptstadt, dem Erhalten der mittelalterlichen Struktur im Stadtkern, das Öffnen des Stadtparks als Grüngürtel der Stadt und das anschließende Einbinden der Gründerzeitbebauung, erscheint die Stadt Graz anders als Wien oder andere Städte von ähnlichem Aufbau.

Im Übergangsbereich zwischen innerer und äußerer Stadt finden sich in Graz patchworkartige Strukturen. Sie sind durch die jeweiligen aktuellen Erweiterungsbedürfnisse der Stadt eher zufällig entstanden. Weitgehend unverbunden finden sich hier am Übergang von Kernstadt und den ehemaligen Vororten unterschiedliche Nutzungs- und Baustrukturen: Inseln der Gründerzeit, Krankenhausareale, Bürokomplexe, Industrie- und Gewerbegebiete, Plattenbausiedlungen und kleinparzellerte Einfamilienhausgebiete. Strukturell durchschnitten sind diese Stadtbereiche zum Teil von unwirtlichen und großdimensionierten Ausfallstraßen. Eine Vielzahl von Brachen, Leerständen und „Restflächen“ bieten der Stadt die Chance, alte Wege aufzunehmen, bestehende Knotenpunkte zu verstärken und neue Verbindungen zu entwickeln.<sup>161</sup>

Entlang der Münzgrabenstraße gibt es verschiedene fruchttragende Bestandsbäume, die der Öffentlichkeit zugänglich sind. Die Webseite „fruitmap.at“ ist eine Plattform für eine gemeinschaftliche Erntelandschaft und wurde im Zuge einer Lehrveranstaltung des Institutes für Architektur und Landschaft an der Technischen Universität Graz ins Leben gerufen. Auf einer interaktiven Karte sind die verschiedenen Obst tragenden Bäume verzeichnet, die sich auf Allmenden und öffentlichen Parks befinden.<sup>162</sup>

---

<sup>161</sup> Vgl. Stadtentwicklung (<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/baukultur/iba/de/patchwork.shtml>, Zugriff am 27.01.2014).

<sup>162</sup> Vgl. fruit map (<http://fruitmap.at/cms>, Zugriff am 05.07.2013).



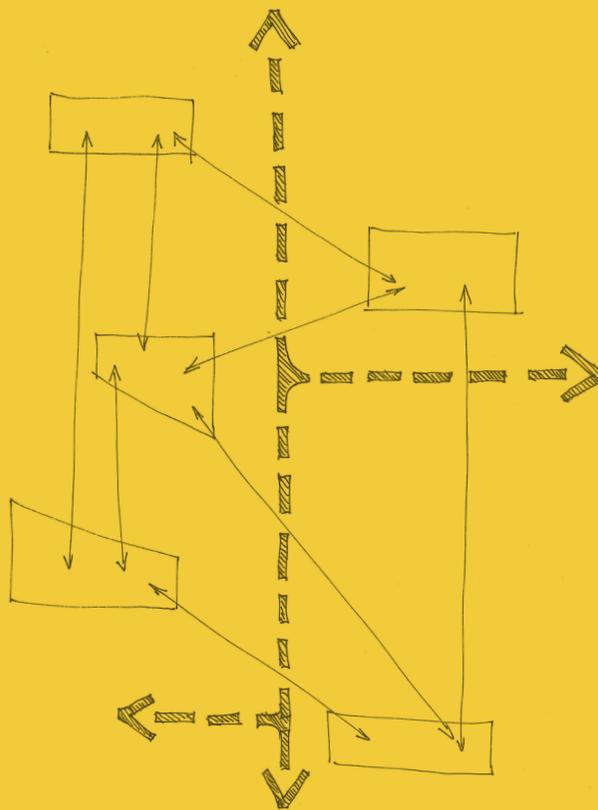


Abb. 29: Konzeptskizze „11 lots“ in der Grazer Münzgrabenstraße

## 4. ENTWURF „11 LOTS“ – WOHNEN UND LEBEN IN DER GRAZER MÜNZGRABENSTRASSE

Wegweisend für die vorliegende Projekt-Ausarbeitung waren u.a. folgende Aussage:

*„Zeitgenössisches Bauen muss nicht allein darin bestehen, etwas noch nie Dagewesenes zu produzieren. Wirklich zeitgenössisch bauen heißt, auf die Defizite der Vorgänger zu antworten.“<sup>163</sup>*

Die vorhandenen Baulücken bilden das Grundgerüst für die weiteren städtebaulichen Prozesse wie die Entwicklung und Verdichtung des umliegenden Quartiers. Der wesentliche Aspekt dabei ist, die einzelnen Teilräume zu qualifizieren und so miteinander zu vernetzen, dass eine möglichst effiziente Nachverdichtung erzielt werden kann.

Um die vorhandenen Baulücken sinnvoll zu nutzen, sollen sich die meisten in die Höhe entwickeln. Die durch die Gründerzeitbebauung definierten Grenzen zwischen Straßenraum und Hofstruktur sollen an einigen Stellen das strenge Muster durch zusätzliche Belebung auflockern und Zugänge zu den ruhigen Grünflächen ermöglichen.

Zwischen den einzelnen Baulücken ist der Aspekt von Sichtbeziehungen über den Stadtraum ein großes Thema. Damit wird der Vorteil in vielen verschiedenen zueinander distanzierten Bereichen, das Gefühl der Zugehörigkeit und Wiedererkennbarkeit genutzt. Angestammten sowie neu zugezogenen Bewohnern soll die Möglichkeit geboten werden, Zwischenbereiche ihres Quartiers nutzen zu können, wobei ebenso ihr Umfeld belebt wird.

Als Prinzip der städtebaulichen Entwicklung sollen Teilräume programmatisch und baulich entwickelt werden. Besonders erwähnenswert diesbezüglich

---

<sup>163</sup> Rainer Haubrich zit. n. Meuser 2001, 147.

wäre der Themenbereich „temporäres Wohnen“, der in diesem Kontext alle jene Wohnformen umfasst, die – im Gegensatz zu Dauerwohnformen – durch einen vorübergehenden Ortswechsel herbeigeführt sind und die in der Regel keine vollständige Haushaltsführung besitzen. Temporäre Wohnformen lassen sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Aufenthaltsdauer und dem Motiv des Verbleibs in Gruppen unterteilen. Hierbei liegt der Fokus auf den Nutzern von Hotels, Pendlerwohnungen und Studentenheimen. Programmatisch weisen alle drei vorhin genannten Nutzungsvarianten eine starke Autonomie auf, die es einerseits erleichtert auf gewisse Räume zu verzichten, aber gleichzeitig eine Chance bietet, Raumkonstellationen anders zu denken und neu zu interpretieren.

Ziel für eine Entwicklung der „11 lots“ in der Münzgrabenstraße ist es, eine geordnete bauliche Entwicklung im Sinne eines innerstädtischen Wohngebietes hoher Dichte zu erstellen, die den Übergangsbereich zwischen Innenstadt und Randstadt wieder in das Stadtgefüge integriert.

# 11 Lots

## Umgang mit den 11 Lücken



Abb. 30: Arielle Assouline-Lichten „The Micro and The Multitude The Spaces Between Places“  
2013

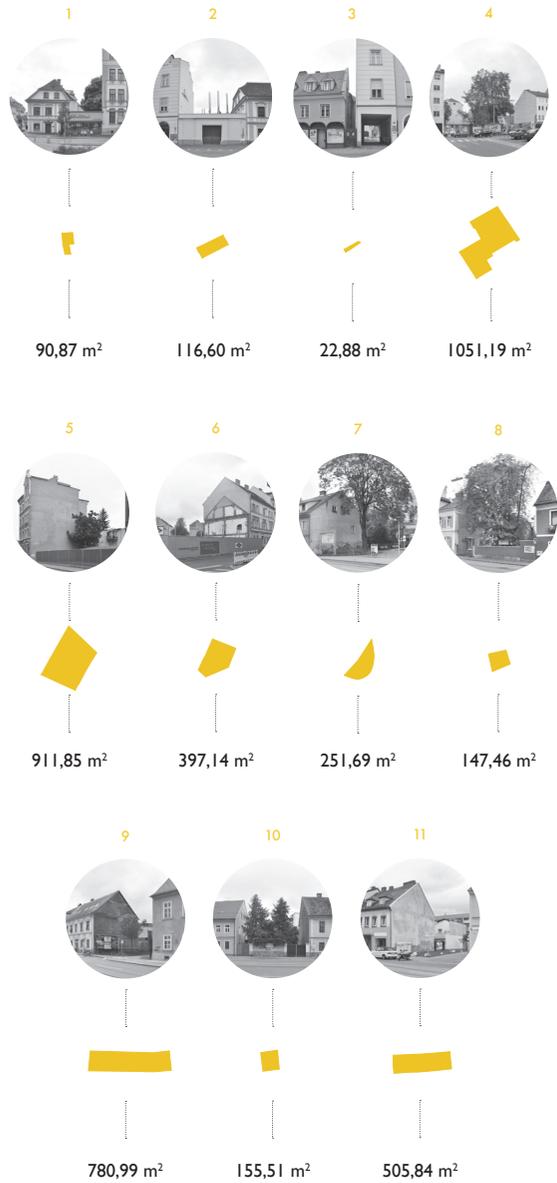
- Die urbane Lücke wird als eigenständiger Raumtypus angesehen, für den eine eigene städtebauliche Terminologie und eine eigene Form der städtebaulichen Qualifizierung gefunden werden muss.
- Für eine städtebauliche Qualifizierung der urbanen Lücke bedarf es nicht der individuellen Einzellösung, sondern der Suche nach übergeordneten, übertragbaren Gestaltungsstrategien.
- Es gilt durch punktuelle Interventionen zur Schaffung von Lebensqualitäten in diesem Stadtraum beizutragen.

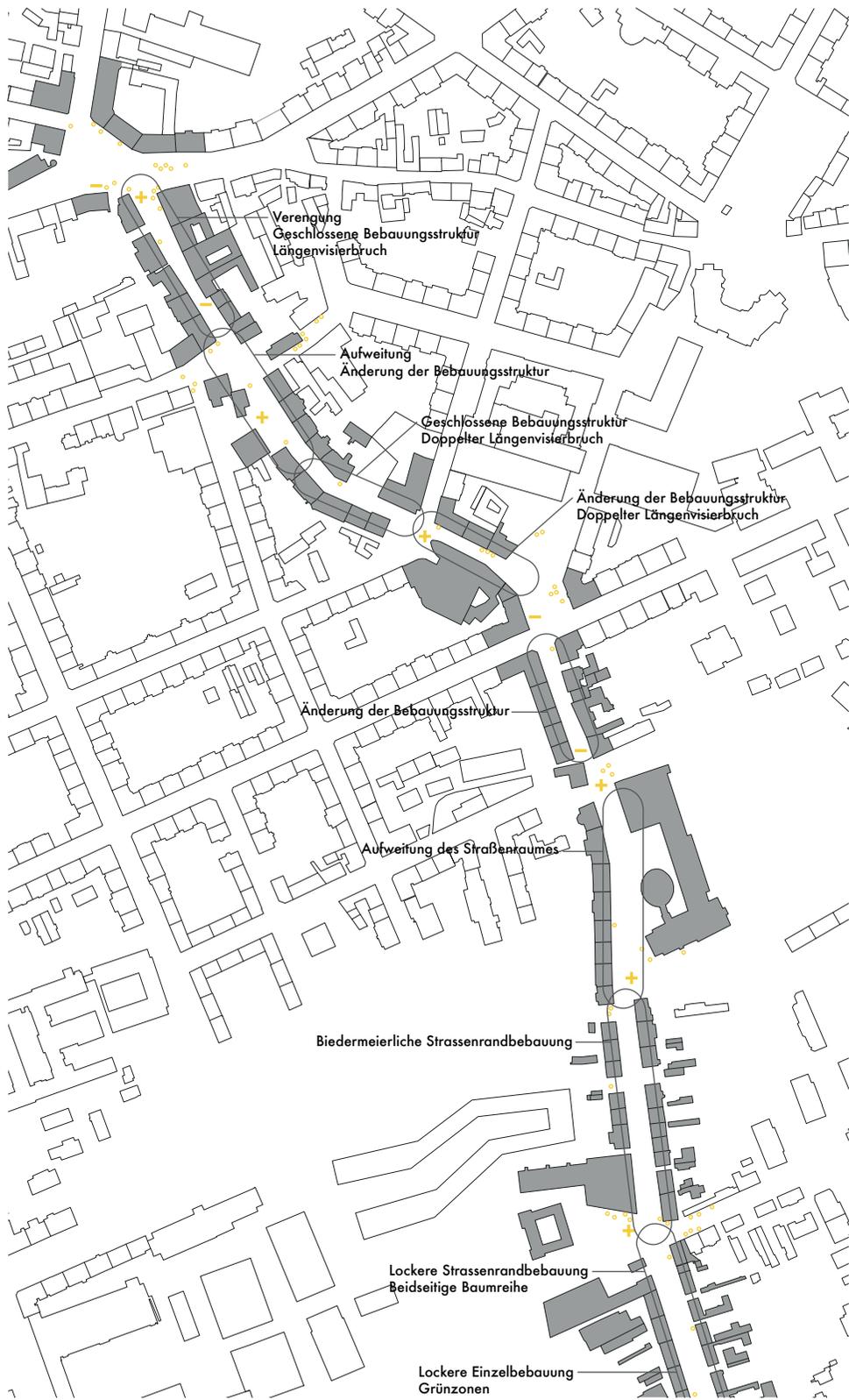


LAGEPLAN „11 LOTS“, M 1:5000

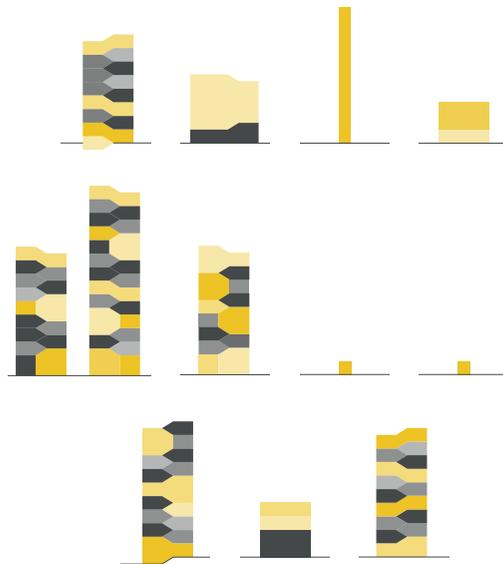
# SITUATION „11 LOTS“

Ist-Zustand Mai 2014



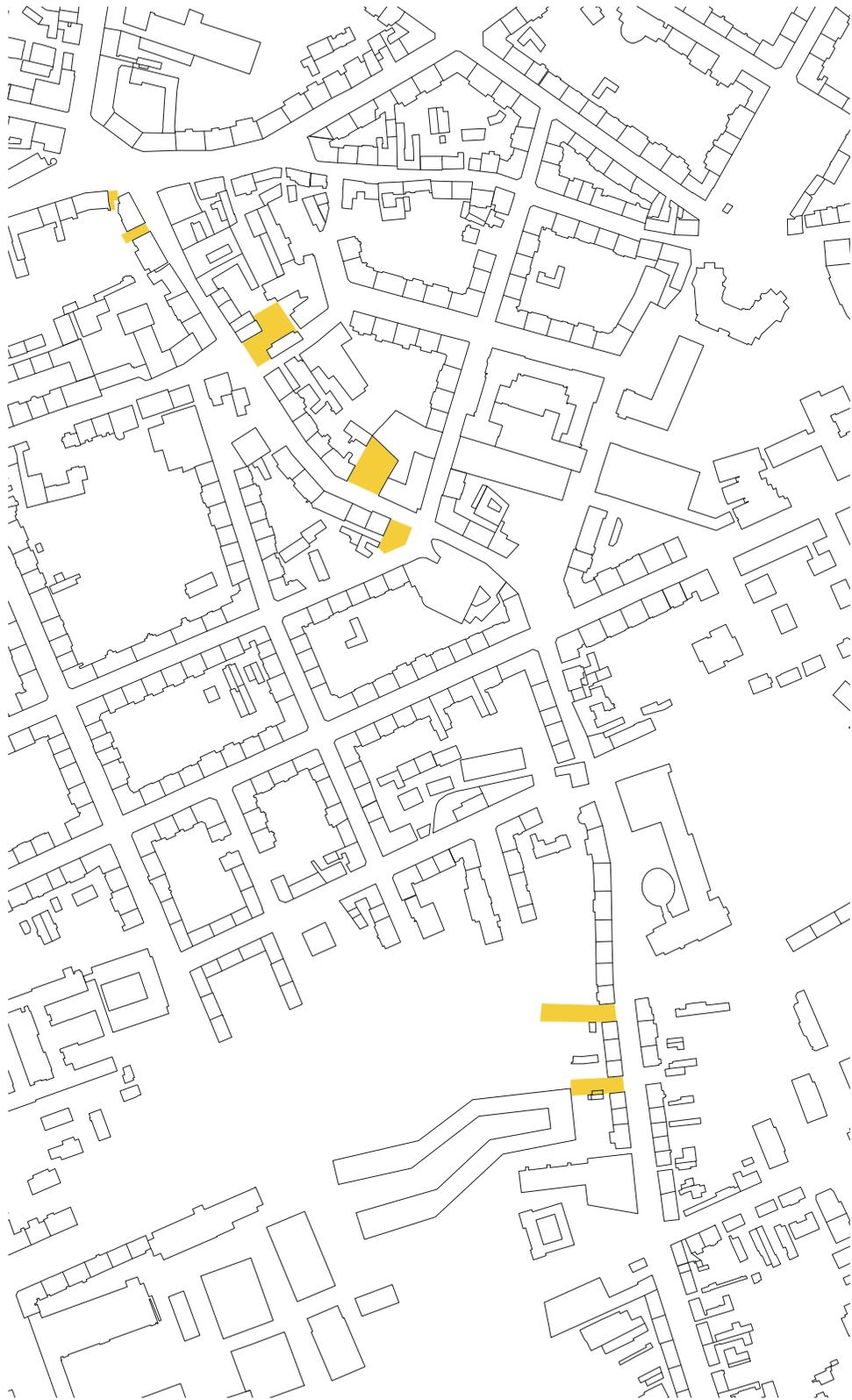


## VEREIN „11 LOTS“ vernetztes Leben



SCHEMATISCHE SCHNITTE ÜBER DIE NUTZUNG DER „11 LOTS“

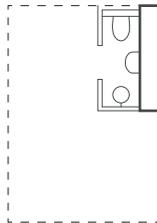
Der Verein „11 lots“ bietet die Möglichkeit, Stadtbewohner zusammenzubringen und sich in ihrem direkten Umfeld mit Menschen unterschiedlicher Interessen auszutauschen. Durch Räume mit gemeinschaftlicher Nutzung erweitert sich das Aktionsfeld der Bewohner um Einrichtungen, die in dem räumlichen Umfang einer Wohnung nicht zur Verfügung stünden. Die Gründung eines Vereins ermöglicht also neuen und bereits bestehenden Bewohnern des umliegenden Quartiers, sich miteinander zu vernetzen und aktiv am Geschehen des Umfeldes teilhaben zu können und dieses je nach Bedarf verändern und beeinflussen zu können.



LAGEPLAN DER LÜCKEN MIT INDIVIDUALRÄUMEN, M 1:5000

## INDIVIDUALRÄUME

temporäres Wohnen



+



KONZEPTIDEE: INDIVIDUALRÄUME IN  
VERBINDUNG MIT GEMEINSCHAFTSRÄUMEN

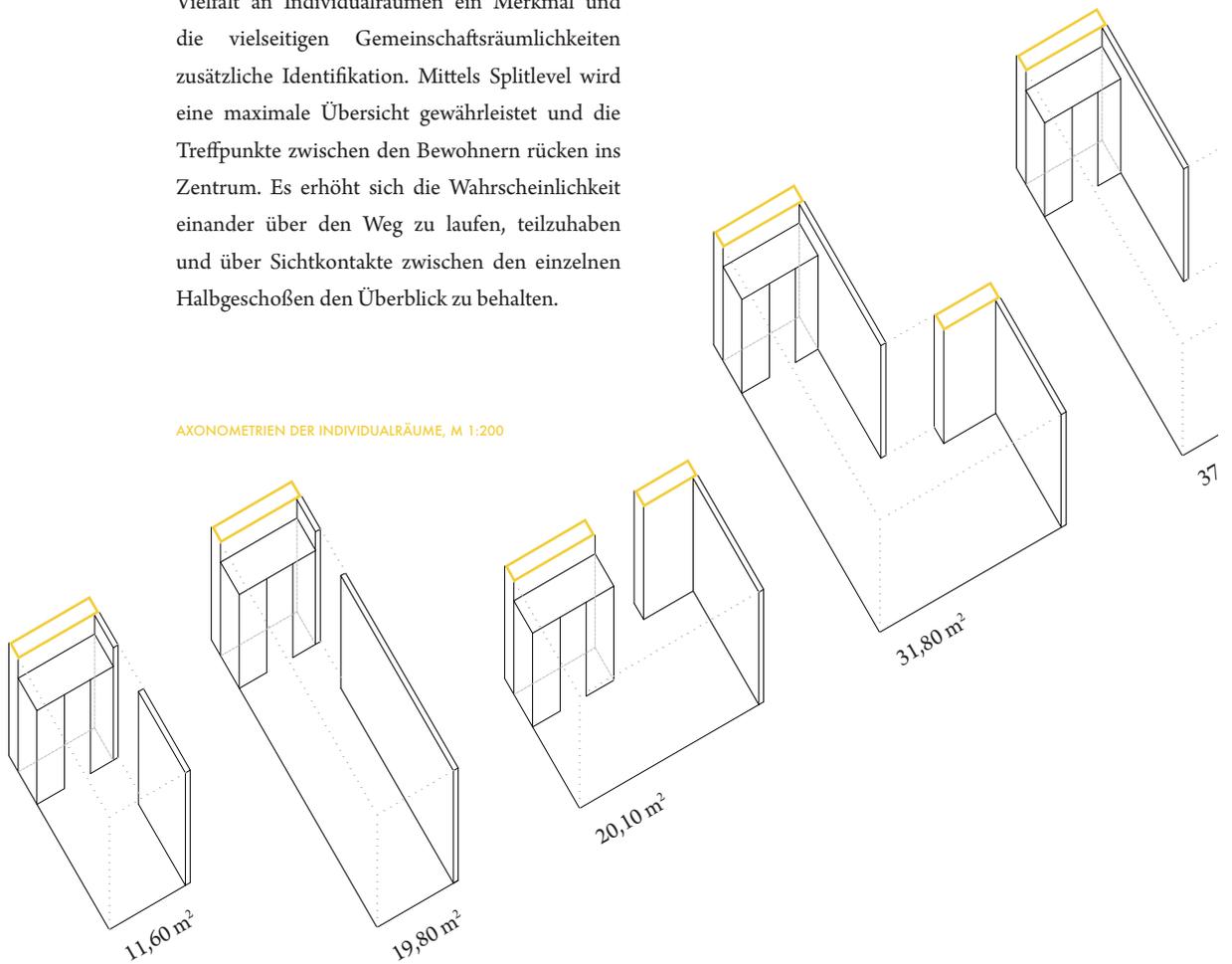
Das Prinzip der temporären Wohneinheiten basiert auf Grundüberlegungen, die einerseits das soziale Umfeld der Münzgrabenstraße, sowie den städtischen Bedarf an Unterkünften und andererseits die Flexibilität und Zusammenschaltbarkeit der Räume innerhalb eines Grundraumrasters in die Planung miteinbeziehen. Wohneinheiten für Bewohner unterschiedlicher Aufenthaltsdauer sind in ihrer Ausgestaltung relativ autark und relativ unabhängig von allgemein definierten Flächen. Hierbei soll die Qualität des Aufeinandertreffens und miteinander in Interaktion treten maximal gewährleistet sein und Möglichkeiten eröffnen.

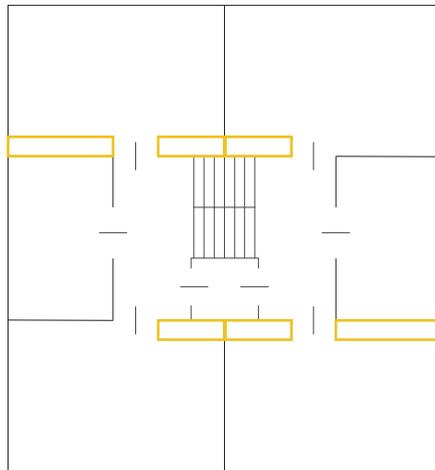
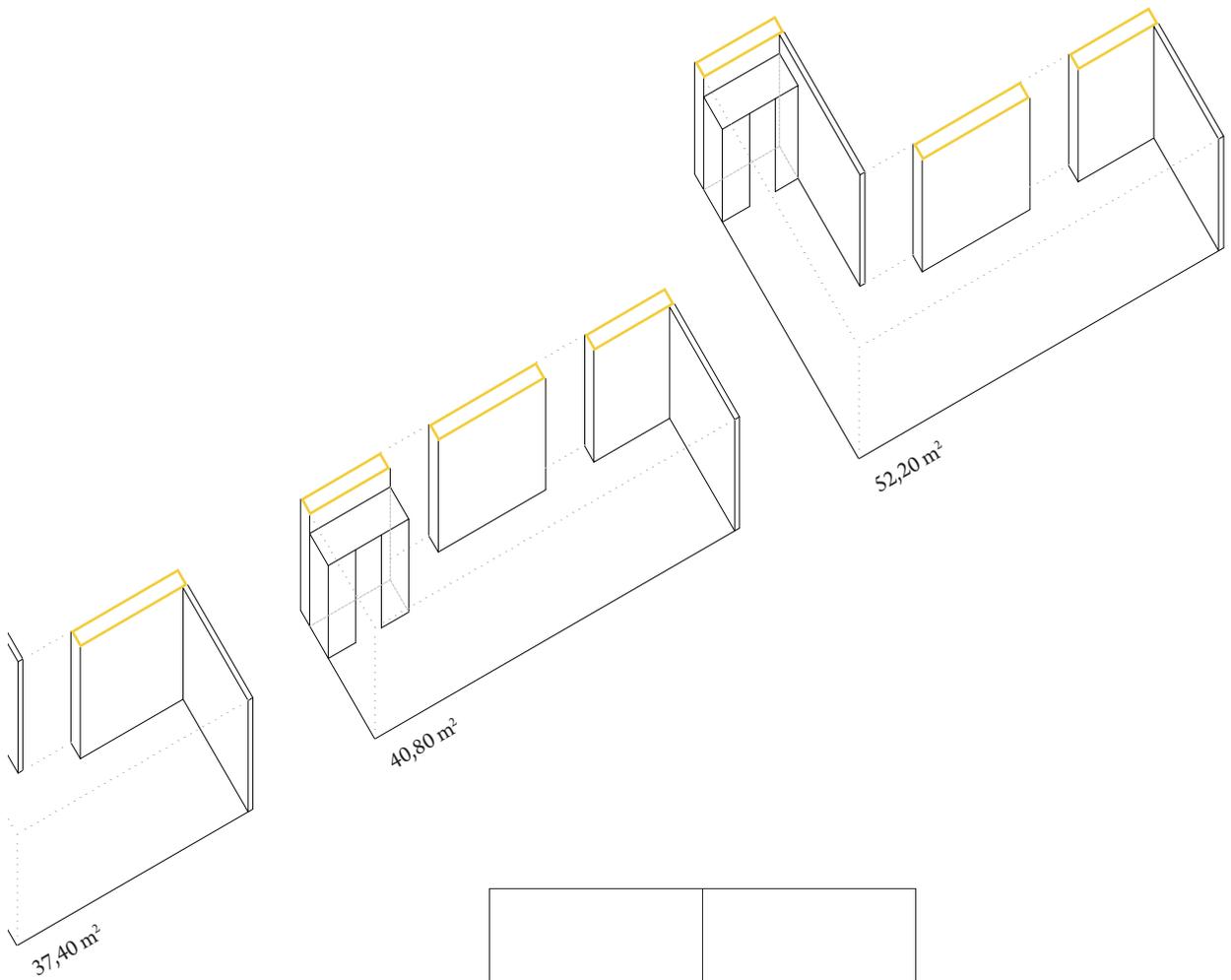
## INDIVIDUALRÄUME

### Splitlevel

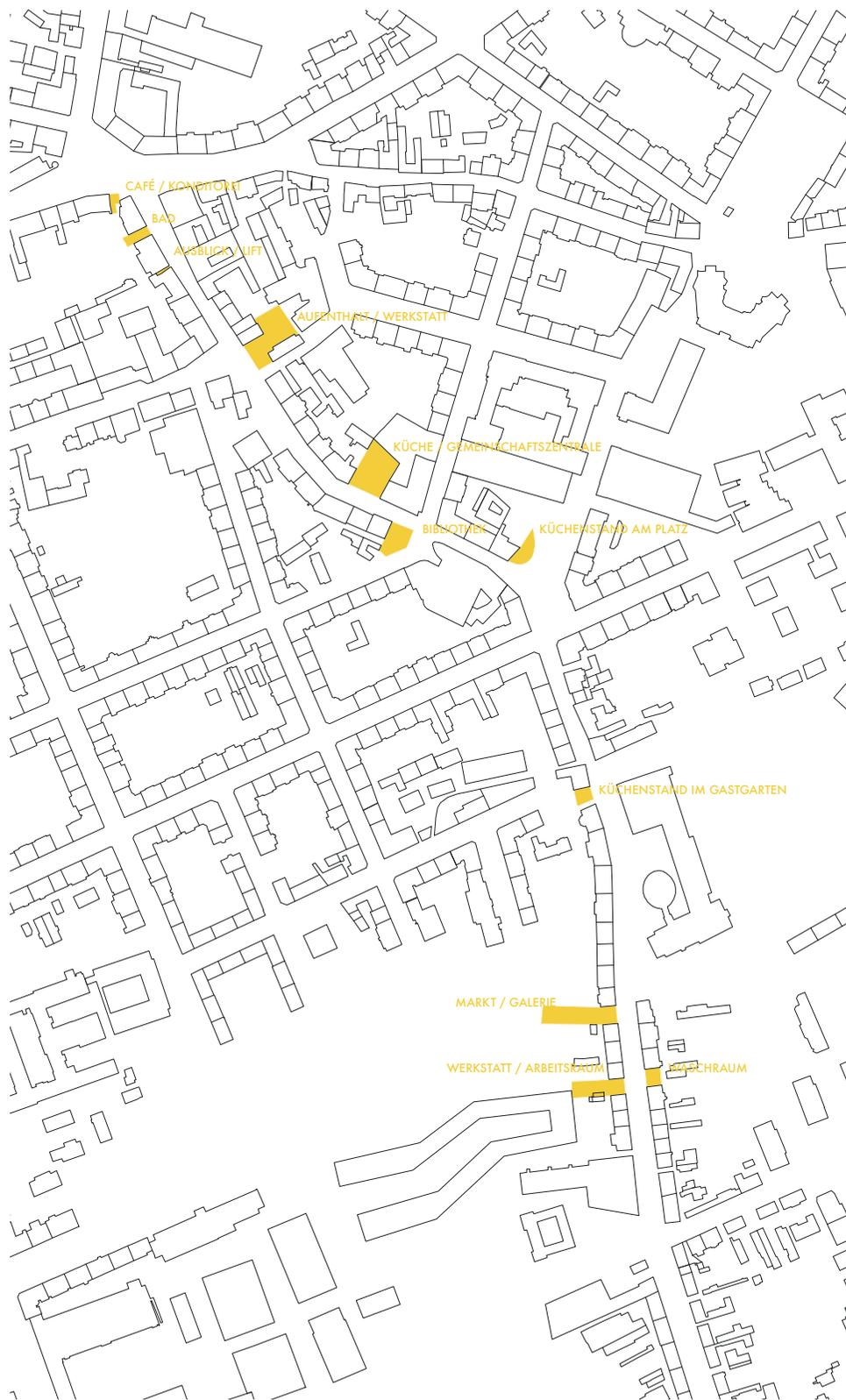
Der Wohnraum wird auf seinen minimalen Bedarf in Bezug auf seine Bewohner reduziert. Die unterschiedlichen Zimmergrößen bieten Bewohnern verschiedener Interessen, Hintergründe und Vorstellungen eine Vielfalt an räumlichen Möglichkeiten. So bietet die Vielfalt an Individualräumen ein Merkmal und die vielseitigen Gemeinschaftsräumlichkeiten zusätzliche Identifikation. Mittels Splitlevel wird eine maximale Übersicht gewährleistet und die Treffpunkte zwischen den Bewohnern rücken ins Zentrum. Es erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einander über den Weg zu laufen, teilzuhaben und über Sichtkontakte zwischen den einzelnen Halbgeschoßen den Überblick zu behalten.

AXONOMETRIEN DER INDIVIDUALRÄUME, M 1:200





SCHEMATISCHER GRUNDRISS DER  
INDIVIDUALRÄUMLICHEN AUFTEILUNG IM  
SPLITLEVEL, M 1:200



AUFTEILUNG DER NÜTZUNGEN IN FORM VON GEMEINSCHAFTSFLÄCHEN, M 1:5000

## GEMEINSCHAFTSRÄUME

vernetztes Wohnen



SCHEMATISCHER SCHNITT ALLER  
VERFÜGBAREN GEMEINSCHAFTSRÄUME

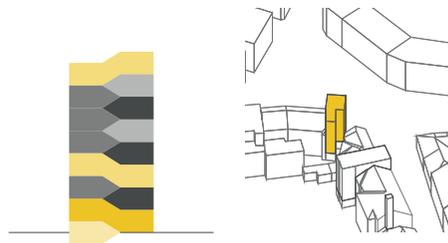
Bei den Gemeinschaftsflächen handelt es sich um Räume, die aufgrund ihrer Nutzung gemeinschaftsbildend wirken oder aber Aufenthaltsqualitäten bieten, sodass Räume, wenn sie gequert werden, Platz für das Verweilen bieten. Abgestimmt auf bestehende Nutzungen und äußerliche Gegebenheiten wurden die neu eingefügten Nutzungsmöglichkeiten so gewählt, dass die ohnehin kleinen Wohneinheiten zusätzliches Raumangebot nutzen können.

Angepasst an den Bedarf an Wohneinheiten in der Umgebung werden 9 der 11 Baulücken mit für sich funktionierenden Zimmern, sowie identifizierbaren Gemeinschaftsräumen ausgestattet. Diese bilden den Charakter der „11 lots“ und rücken die Lücken wieder in Vordergrund der Aufmerksamkeit. So werden unausreichend benutzte Flächen reintegriert und bilden in weiterer Folge der Allgemeinheit gewidmeten Lebensraum im direkten Umfeld der Stadt.



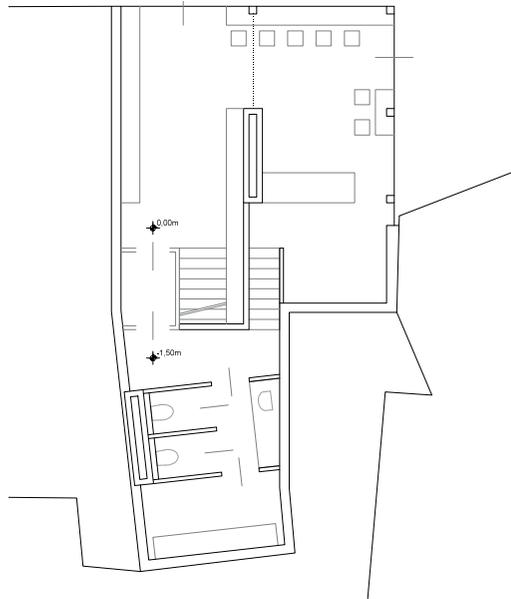
## CAFÉ / KONDITOREI

lot 1

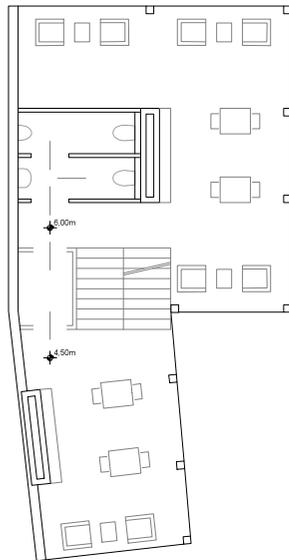
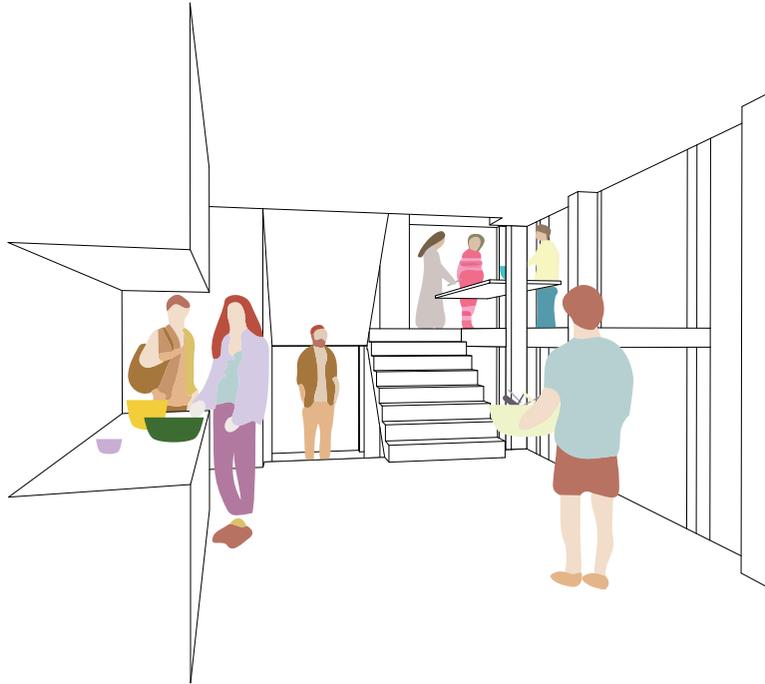


Das Café / die Konditorei Binder am Dietrichsteinplatz 13a zieht seit Jahren mit hausgemachten Torten, zahlreichen Zeitschriften und Magazinen Stammpublikum auf sich. Seit seiner Eröffnung hat sich an der Ausstattung des Lokals wenig verändert und das Prinzip Caféhaus, stundenlang bei Lektüre eine Mélange zu genießen, ist ausdrücklich erwünscht. Die räumlichen Potentiale dieser recht populären Lücke zwischen der Hauptfiliale der Auer Brot GmbH und dem anschließenden fünfgeschoßigen Wohngebäude werden mit dem derzeitigen Baukörper nicht maximal ausgereizt.

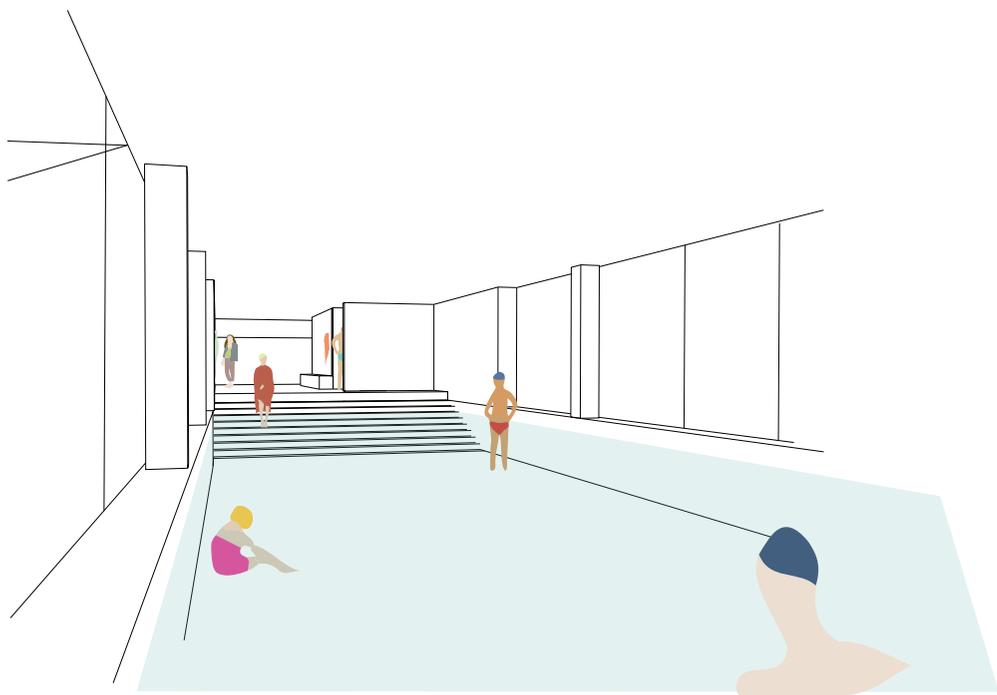
Anstatt des kompakten eingeschößigen Gebäudes wird ein neues achtgeschoßiges Gebäude errichtet, das die maximalen Ausmaße des Grundstücks nützt. Dabei wird einerseits der Gastronomiebetrieb wieder integriert der räumlich auf darüber liegende Wohnräume reagiert. So sollen die Besucher- und Bewohnerströme auch in die oberen Geschoße fließen können.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
EINGANGSBEREICH UND CAFÉ / KONDITOREI  
M 1:200

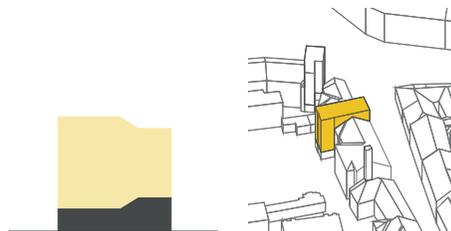


GRUNDRISS 4.+5. OBERGESCHOSZ  
GEMEINSCHAFTSKÜCHE  
M 1:200



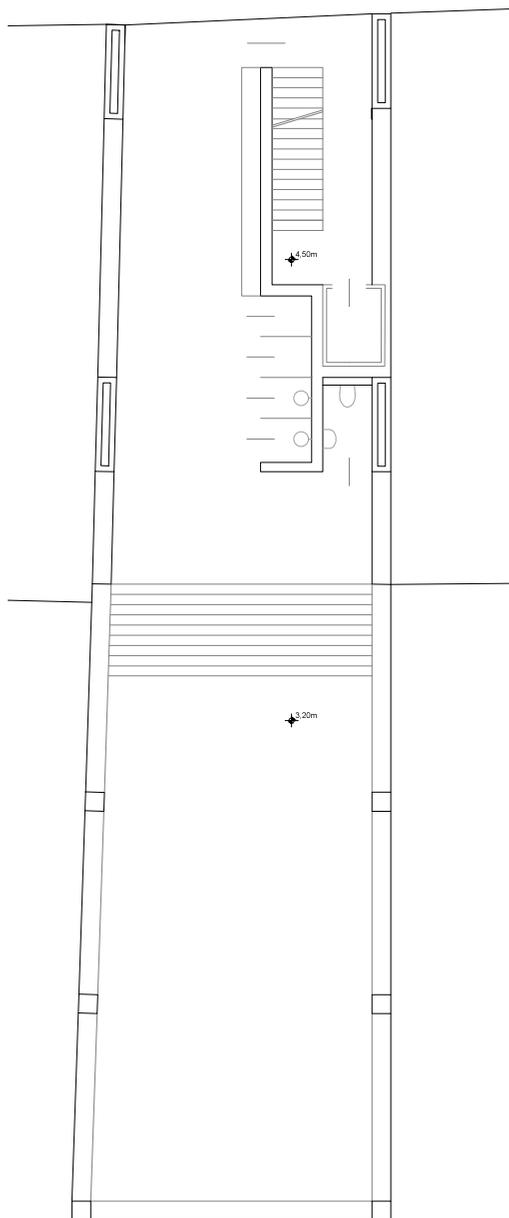
## BAD

lot 2

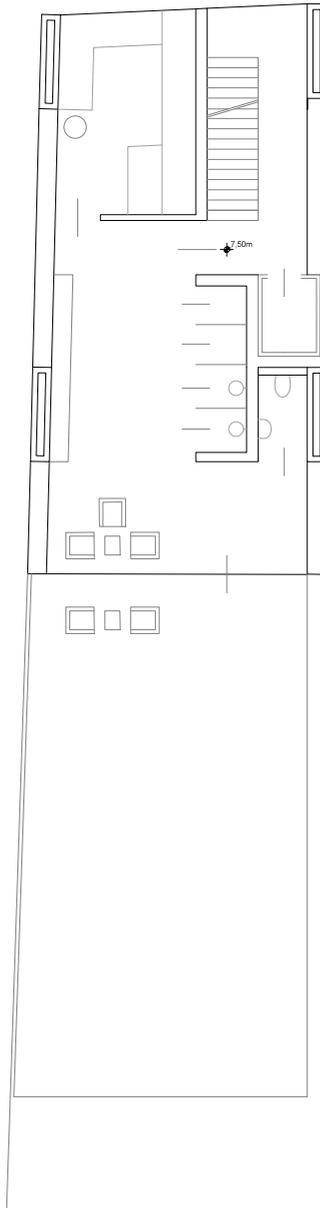


Die Auer Brot GmbH hat sich in den vergangenen Jahren gänzlich weiterentwickelt, so wurde das Image der Firma überarbeitet und auch die Geschäftsstelle sukzessive erweitert. Die Firmenwägen der Auer Brot GmbH wurden somit kontinuierlich in benachbarte Innenhöfe ausgelagert, im Zuge dessen wurde die motorisierte zugängliche Zufahrt zu den Fertigungsräumlichkeiten obsolet. Die Ausrichtung der eingeschößig bebauten Lücke Dietrichsteinplatz 13, die durch das giebelständige Gebäude Auer Brot GmbH und das mit einer Brandschutzmauer anschließende Wohngebäude begrenzt ist, bedarf eines durchdachten Umgangs mit der tatsächlichen Nutzung.

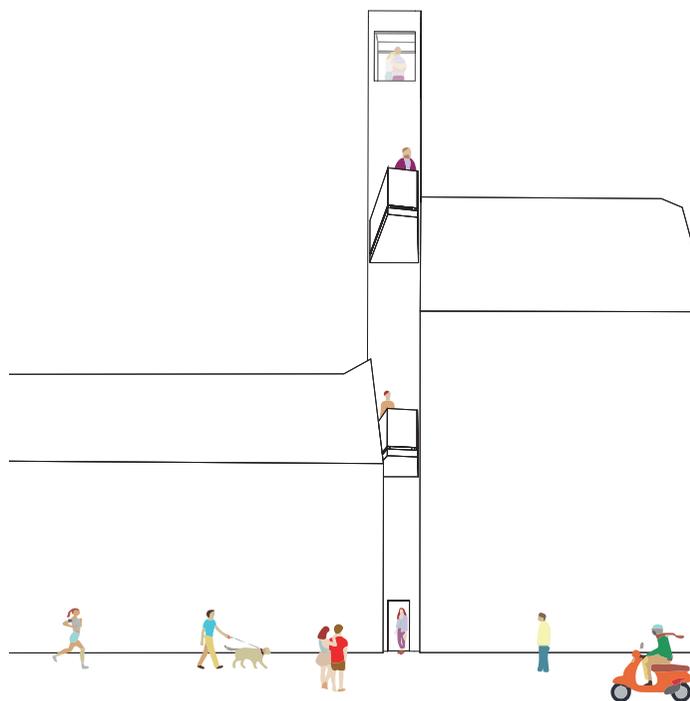
Die unauffällige Präsenz im öffentlichen Straßenraum und die breite Aufmerksamkeit zum privaten Innenhof bietet die Möglichkeit der Beherbergung eines intimen Programms. Ein Bad mit allen Schikanen soll gemäß der Beschaffenheit der Lücke einen Ruhepol in der Straße geben.



GRUNDRISS 1. OBERGESCHOSZ  
SCHWIMMBECKEN UND UMKLEIDE  
M 1:200

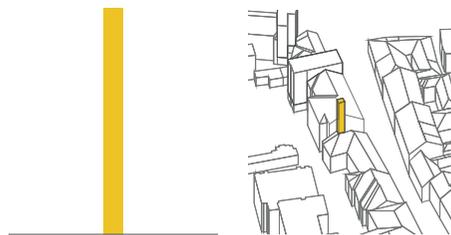


GRUNDRISS 2. OBERGESCHOSZ  
SAUNA UND DACHTERRASSE  
M 1:200



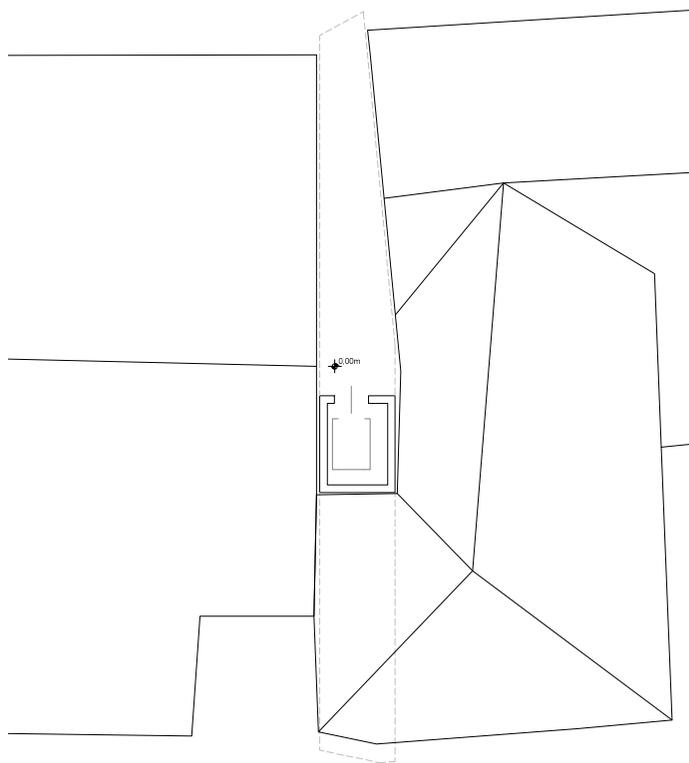
## AUSBLICK / LIFT

lot 3

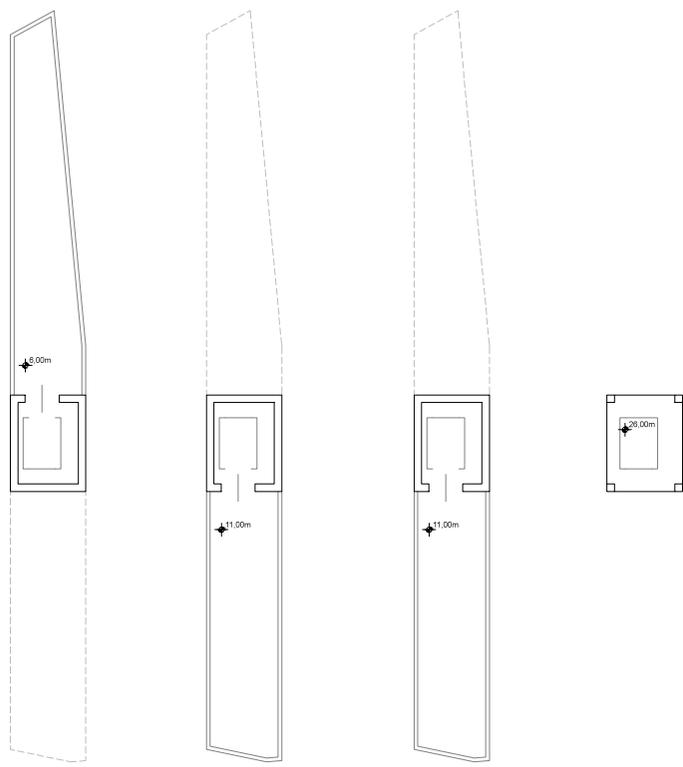


Als strukturelles Überbleibsel im Stadtgefüge tritt die Lücke in ihrem Äußeren eher als Spalt in Erscheinung, der, versperrt durch ein Gartenzaunelement, räumlich einzig der Belichtung und Belüftung des umschließenden Gebäudes und darüber hinaus als Werbeträger für vielerlei Plakate dient.

Dieser Zwischenraum soll Passanten mehr Aktionsraum geben und als Erweiterung des Stadtraums begehbar gemacht werden. Ähnlich den Sitzbänken entlang eines Spazierweges, soll in diesem Fall der vertikale Raum zum Erlebnis gemacht werden. Mittels eines Aufzugs und unterschiedlicher Austritte wird somit die Dächerlandschaft und der Innenhof für Passanten zugänglich gemacht.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
ZUGANG ZUM LIFT  
M 1:200



GRUNDRISS HALTEGESCHOSZE  
AUSBLICK  
M 1:200



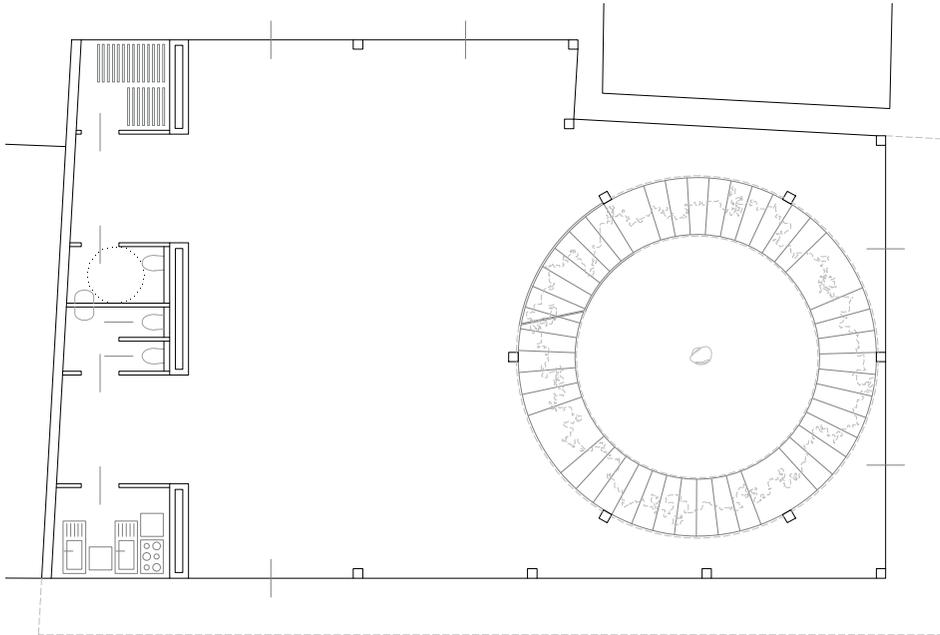
## AUFENTHALT

lot 4

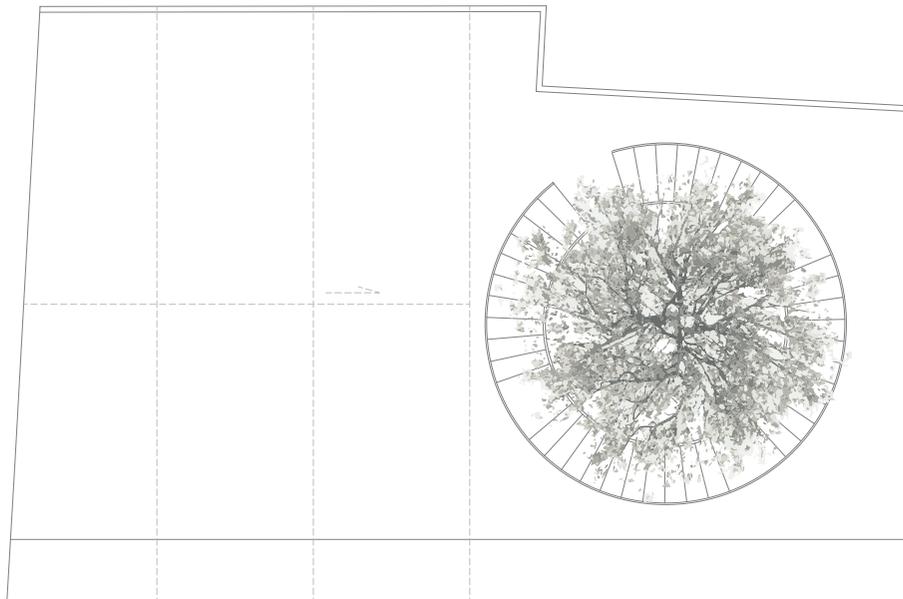
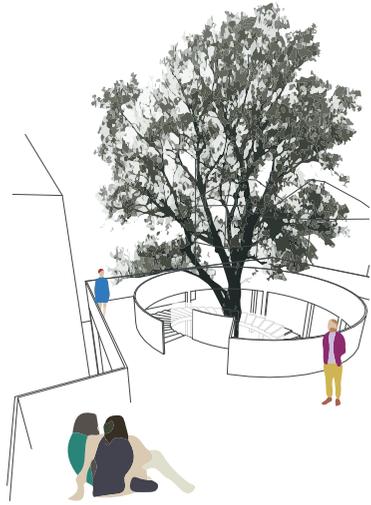


An diesem Kreuzungspunkt treffen Menschen unterschiedlichen Alters zusammen, Kinder von Kindergarten, Kinderkrippe und Volksschule, Vereinsmitglieder der Dietrichskeusch'n, Studenten der Technischen Universität Graz und Mitglieder des Allgemeinen Turnvereins Graz. Der Garten und das anschließende Gebäude der Kinderkrippe werden unter den verschiedenen Nutzern zeitlich aufgeteilt, um den kleinen Grünraum maximal ausnutzen zu können.

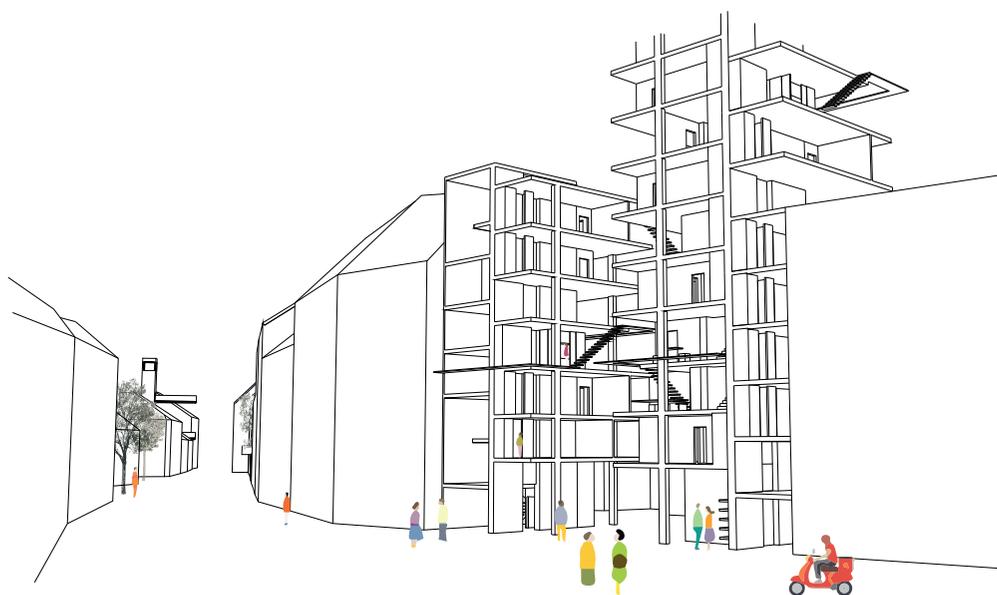
Als Intervention an dieser Stelle ist eine Verstärkung als Ort der Begegnung vorgesehen. Es soll das Potential des kleinen Flecken Grüns im Vordergrund stehen und für die unterschiedlichen Besucher als Aufenthaltsbereich nutzbar gemacht werden. Durch die Aufteilung des Raumes in zwei Ebenen soll einerseits das Aktionsfeld der Kinderkrippe erweitert werden und der Raum auch bei verschiedenen Wetterbedingungen bespielbar bleiben. Der Grünraum wird somit auf zwei Höhen erlebbar gemacht.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
AUFENTHALTSRAUM  
M 1:200

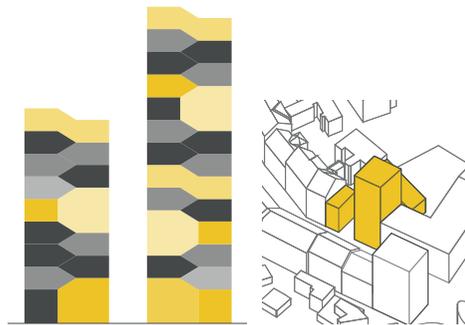


GRUNDRISS 1. OBERGESCHOSZ  
GEMEINSCHAFTSTERRASSE  
M 1:200



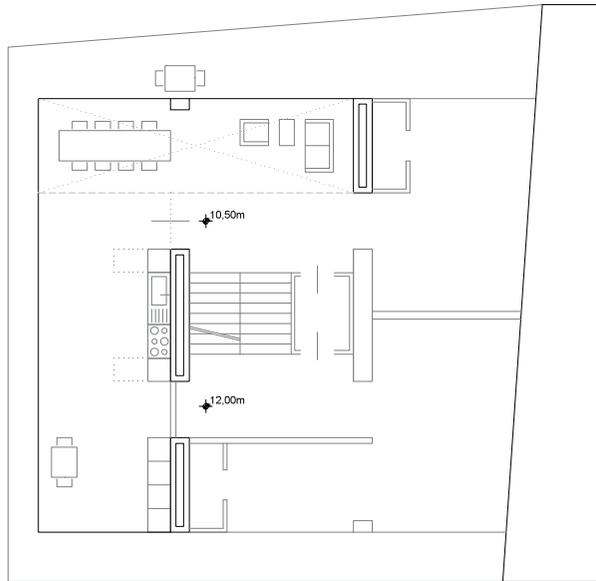
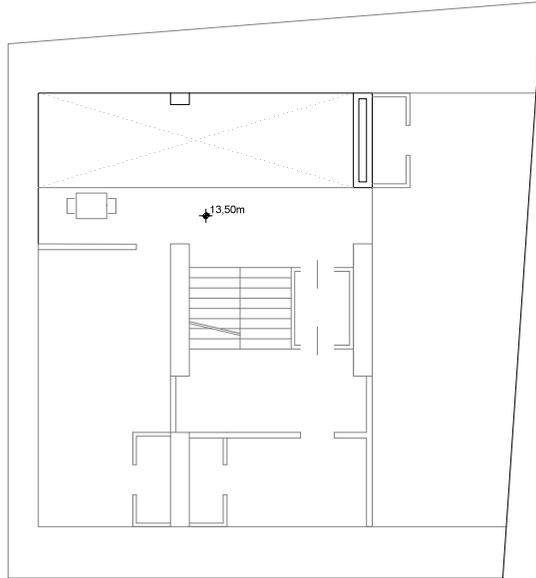
## KÜCHE

lot 5

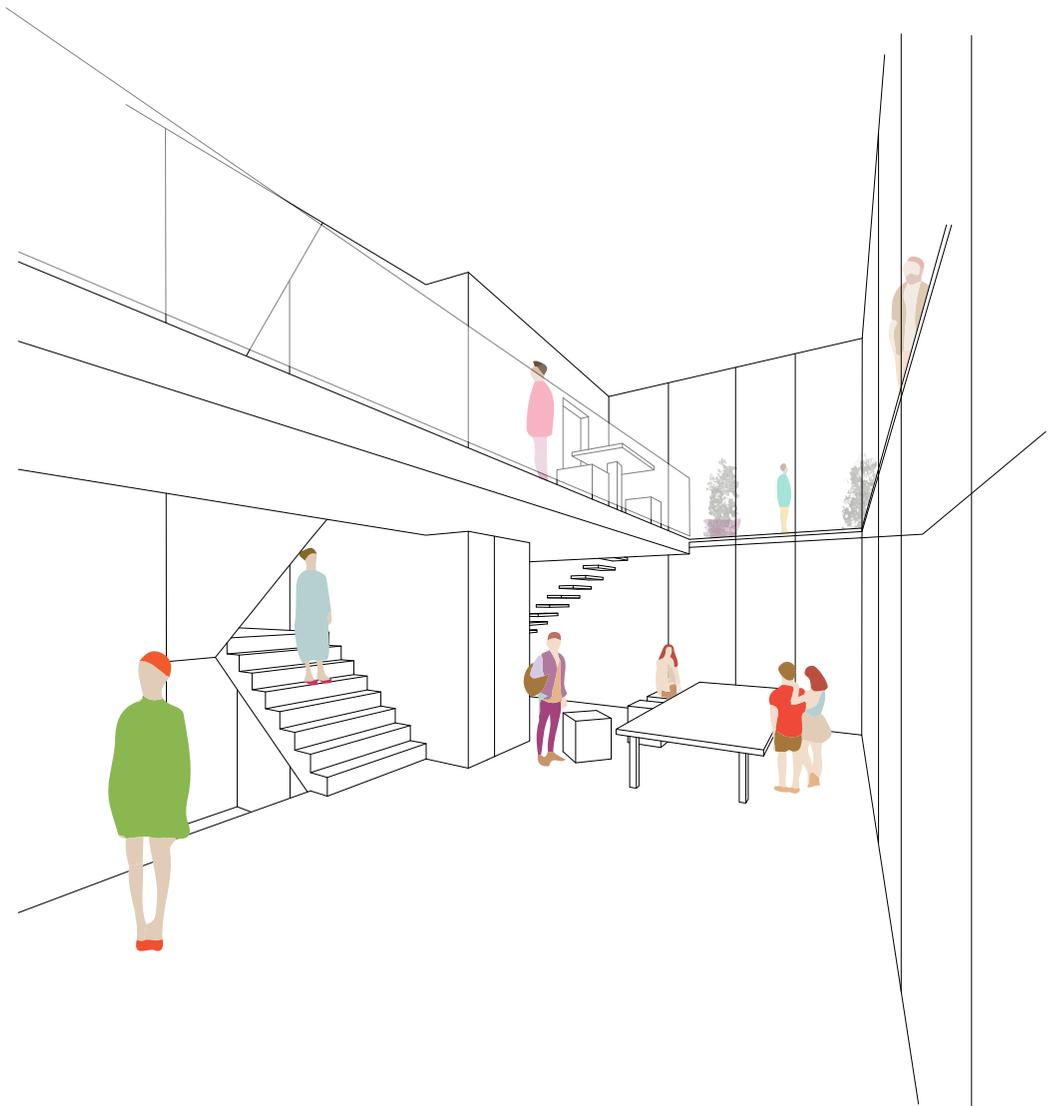


Ein großer Einschnitt in die raumschließende Blockrandbebauung bietet die Möglichkeit, ruhige Ströme mit dem regen Treiben der Straße miteinander zu verbinden. Die umgebende Bebauung sieht eine Auseinandersetzung mit einem räumlich verbindenden Gebäude vor, so erklärt es zumindest die Geste, der beiden angrenzenden Baukörper. Nach hinten hin dem grünen Innenhof zugewandt, bietet dieser Bereich eine Verbindung zwischen Alt und Neu, zwischen alt-bewährt und neu-innovativ.

Die Küche wird zwischen Stadtraum und ruhigem Innenhof zum zentralen Treffpunkt. Mittels einer separat mietbaren Vereinsküche, und mehreren sich in beiden Türmen befindlichen Gemeinschaftsküchen, spannt sich ein informativer Raum auf, der unter den Bewohnern Sichtbeziehungen ermöglicht und diese zur direkten Kommunikation anregt. Darüberhinaus erweitert sich ihr Lebensraum um Dachterrassen die Einblicke in die Umgebung zulassen.



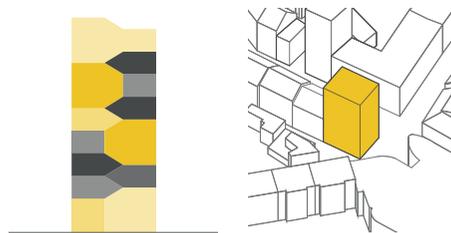
GRUNDRISSSE 7.+9. OBERGESCHOSZ  
 GEMEINSCHAFTSKÜCHE  
 M 1:200





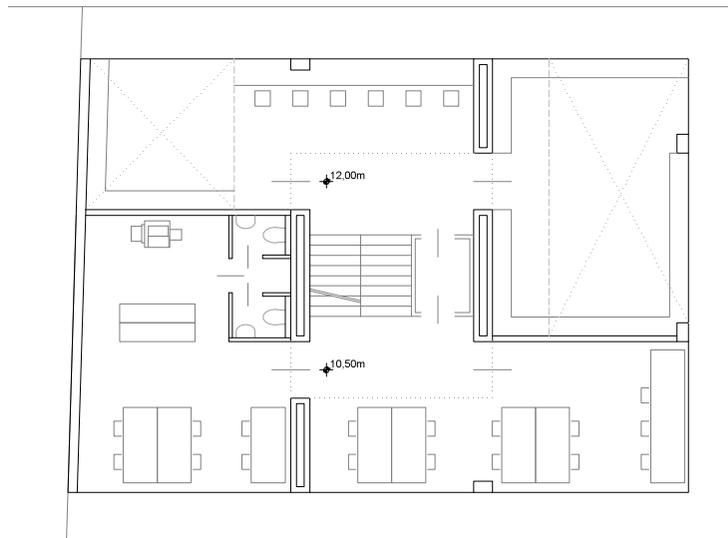
## BIBLIOTHEK

lot 6

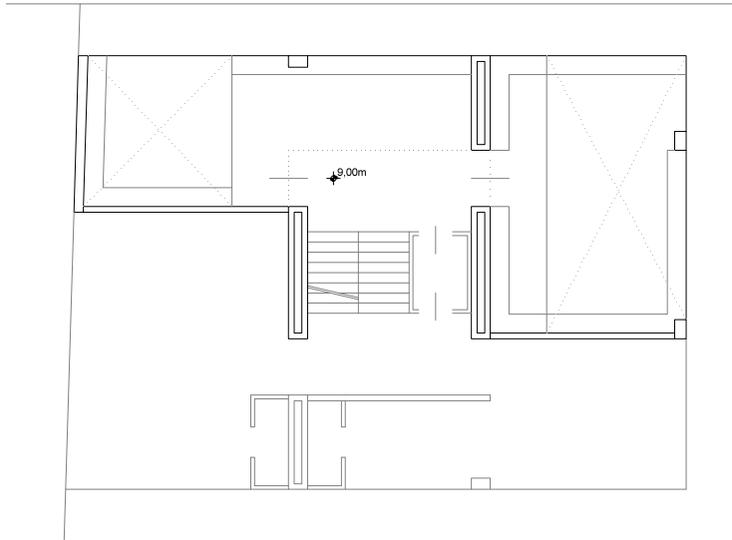
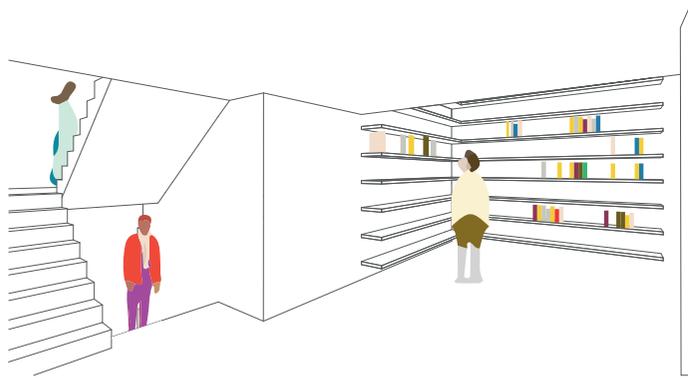


Die derzeit jüngste Lücke in der Münzgrabenstraße bietet durch ihre Ausrichtung vielerlei Potential. Als abschließendes Element einer Reihe übernimmt ein angedachter Baukörper die Aufgabe, den frequentierten Verkehr-Straßenraum von dem beruhigten Wohn-Straßenraum zu trennen und diese Gegensätze für sich, in Bezug auf seine Nutzung, zu verwenden.

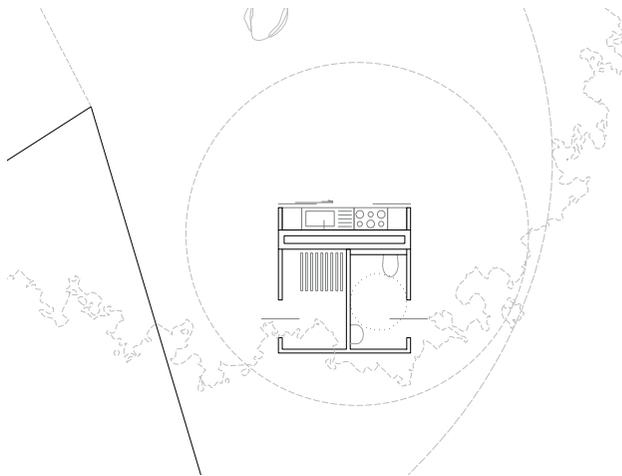
Die Aufmerksamkeit zur lebhaften als auch zur beruhigten Seite teilt sich einerseits in jene, die im direkten Umfeld wohnen und andererseits in solche, die sich nur im Vorbeigehen befinden und bietet passende Bedingungen für eine örtliche Bibliothek. Innerhalb des Gebäudes befinden sich Leseräume und Lernräume, sowie eine Freihandaufstellung, durch die unterschiedliche Themenbereiche abgedeckt werden können. Die kleingliedrige räumliche Aufteilung erhält den schnelleren Kontakt zwischen den Themenbereichen und Arbeitsräumen und bietet ein ruhiges Umfeld.



GRUNDRISS 7.+9. OBERGESCHOSZ  
BIBLIOTHEK MIT FREIHANDAUFSTELLUNG UND LESERÄUMEN  
M 1:200



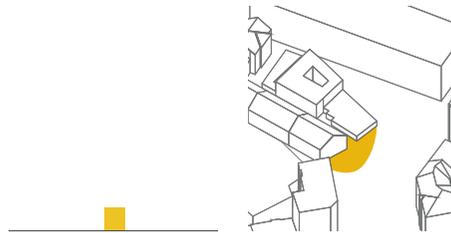
GRUNDRISS 8. OBERGESCHOSZ  
BIBLIOTHEK MIT FREIHANDAUFSTELLUNG  
M 1:200



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
KÜCHENSTAND AM PLATZ  
M 1:200

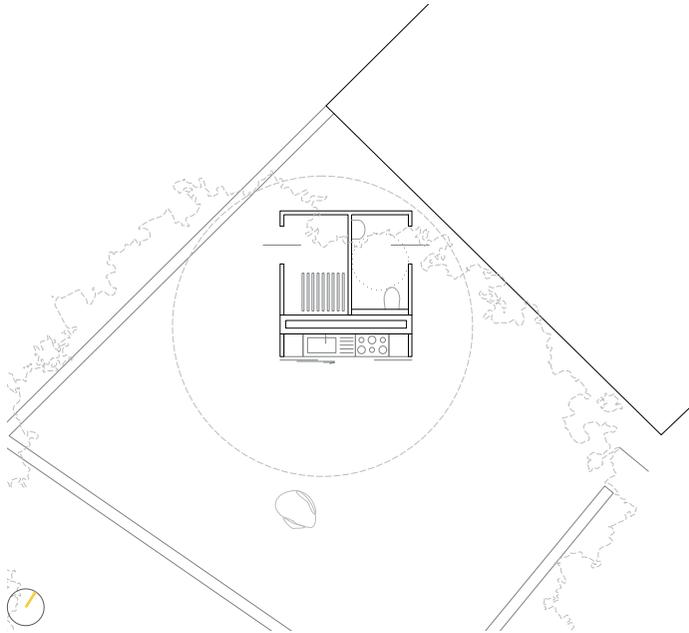
## KÜCHENSTAND AM PLATZ

lot 7



An diesem Übergang zwischen einseitig ausgerichteter Bebauung und einer offenen Platzsituation ohne Abschluss, stellt man sich als Passant die Frage nach der Zuordnung des Raumes. Die offen gestaltete Möblierung bietet Sitzgelegenheiten, jedoch keine Rückzugsmöglichkeiten, denn der einzige Bepflanzung steckt noch in den Kinderschuhen und benötigt noch einige Jahre, um volles Potential zu entfalten.

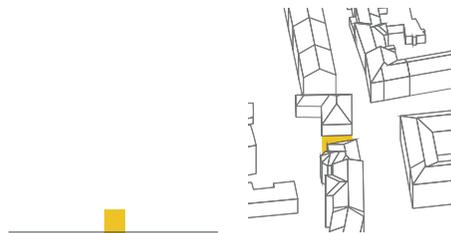
Zusätzlich zur kürzlich ausgeführten Platzgestaltung soll ein überdachter Küchenstand aufgestellt werden, der das Publikum zum Verbleiben einladen soll. Durch die Ausstattung einer Gartenküche mit Wasser und Strom, einem kleinen Lagerraum und einer barrierefreien Toilette können Feste abgehalten bzw. veranstaltet werden. Das Vereinsbüro ermöglicht allen Vereinsmitgliedern sich Schlüssel zum abschließbaren Küchenstand zu leihen und den öffentlichen Raum mit der Nachbarschaft zu teilen.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
KÜCHENSTAND IM GASTGARTEN  
M 1:200

## KÜCHENSTAND IM GASTGARTEN

lot 8



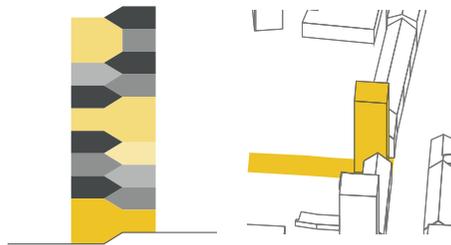
Der ehemalige Gasthof „Zum Elefanten“ hat sicherlich schon belebtere Zeiten gesehen. Mittlerweile auf ein Wohngebäude ohne Seele reduziert, ist, bis auf die Schilder und Namenstafeln, kaum mehr die ursprüngliche Nutzung dieses Gebäudes zu erkennen. Im ehemaligen Gastgarten türmen sich Blätter des großen Kastanienbaumes, aber darüber hinaus lassen sich keine Nutzungsspuren erkennen.

Die Annahme, den ehemaligen Gastgarten als nutzbaren Raum für Bewohner wiederzubeleben, ist die Basis dieser Intervention. Durch Öffnung des Gartens zum Straßenraum wird Mittels eines Küchenstands die eine vollausgestattete Küche und darüber hinaus ein behindertengerechtes WC, sowie eine Lagerräumlichkeit für Bänke und Tische beherbergt, soll dieser Grünraum wieder zugänglich und erlebbar gemacht werden. Im Garten zu sitzen bietet für den Städter einen Reiz und ist seit seiner unbegrenzten Zugänglichkeit ein weiterer Grund sich den Ort anzueignen.

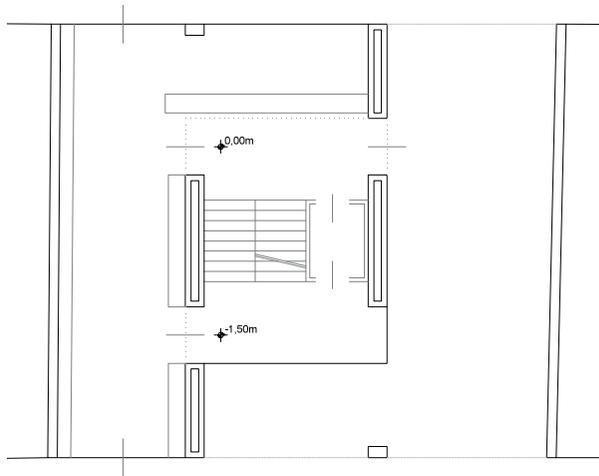


## MARKT / GALERIE

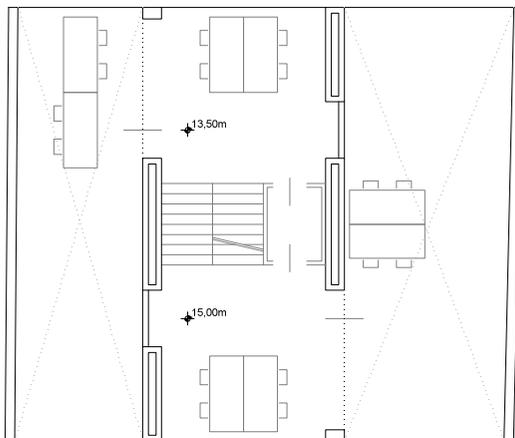
lot 9



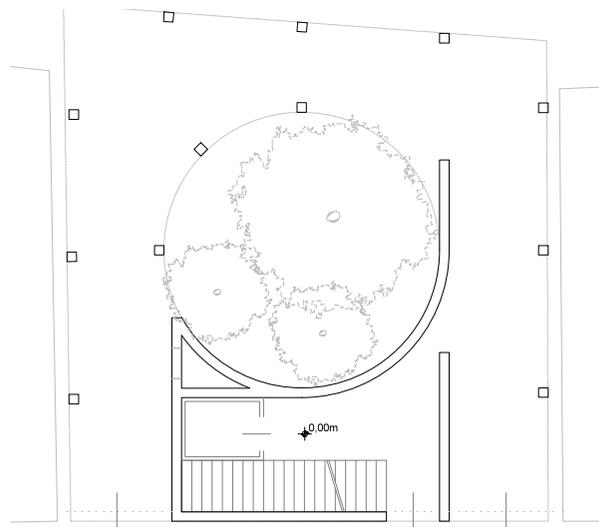
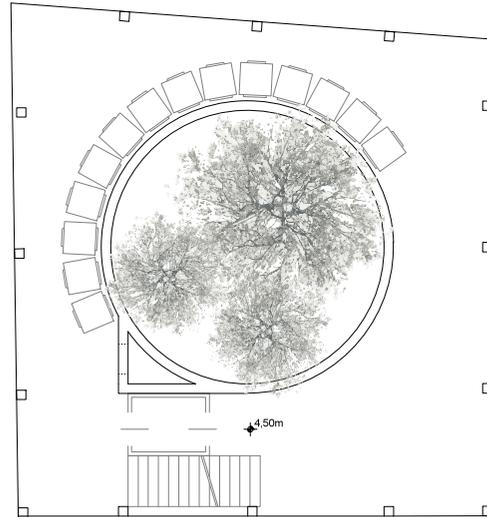
Umgeben von biedermeierlichen Häusern die sich dem Straßenzug hin zuwenden, bildet dieser Bereich in zweierlei Hinsicht einen Übergang. Einerseits ist es die räumliche Kante als fühlbarer Niveauunterschied auf der Gartenseite und des weiteren die Unterbrechung baulich-räumlichen Struktur. Die Öffnung der strikt verschlossenen Bebauung ermöglicht ein müheloses Passieren und Zugang zu den dahinter befindlichen Straßen. Um ein Durchqueren weiterhin zu gewährleisten, wird der frequentierte Weg erhalten und durch die Nutzung des Erdgeschoßes als Markt noch zusätzlich bespielt. In den oberen Geschoßen befinden sich Galerien, die es den Vereinsnutzern ermöglichen auch großformatige Projekte zu realisieren. Der Besucherstrom bewegt sich also zwischen allen Geschoßen und unterstützt symbolisch die Intention der gesamten Lücke, ein erweiterter Bereich, eine Bereicherung für die Umgebung zu sein.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
MARKT  
M 1:200



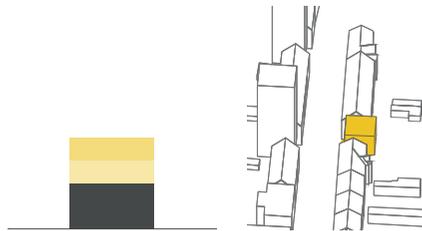
GRUNDRISS 10. OBERGESCHOSZ  
GALERIE  
M 1:200



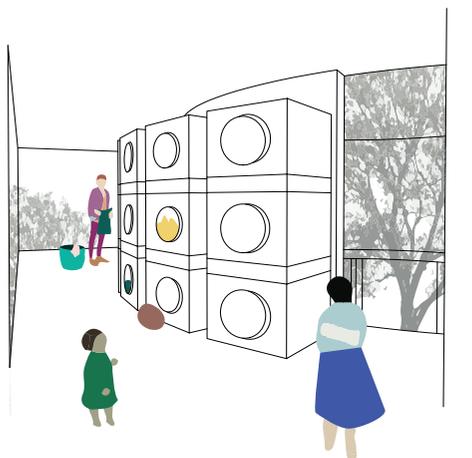
OBEN: 1. OBERGESCHOSZ  
 ZUGANG ZUM WASCHRAUM UND PRIVATE HOFEINFahrTEN  
 UNTEN: GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
 WASCHRAUM  
 M 1:200

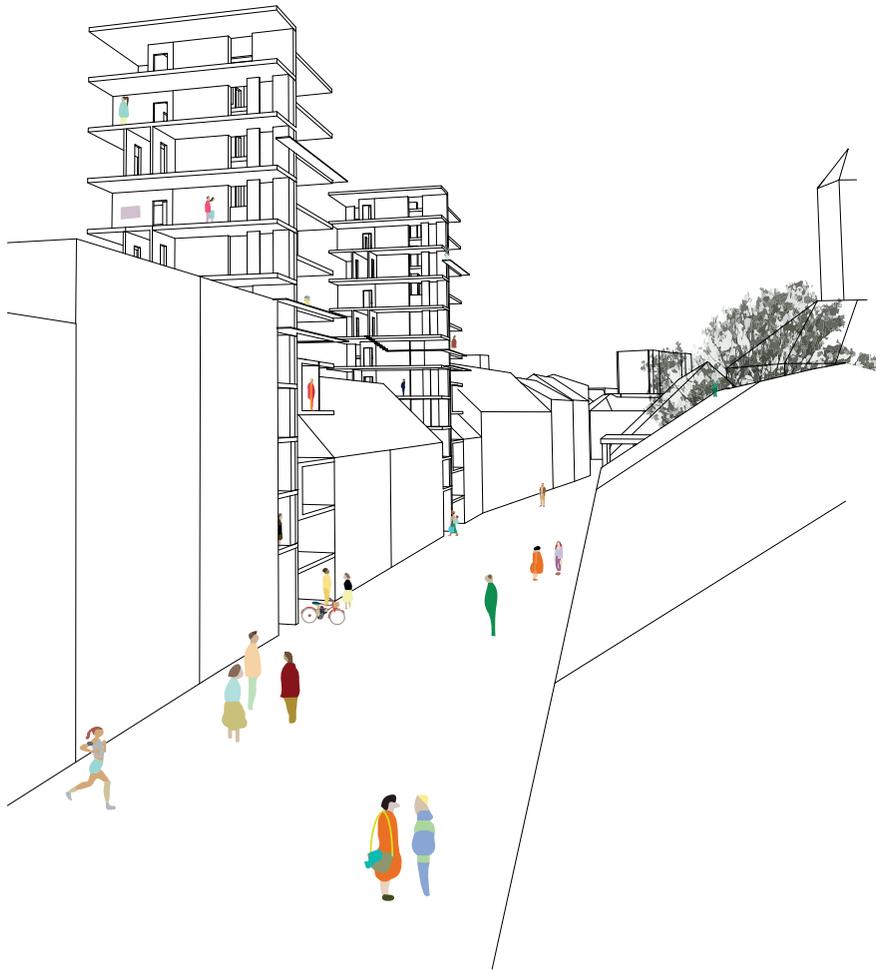
# WASCHRAUM

lot 10



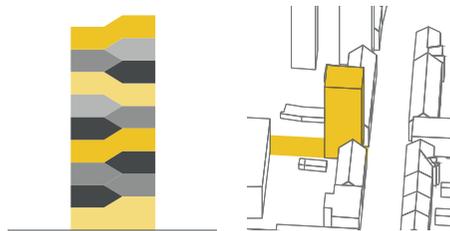
Charakteristisch für den Abschnitt der Biedermeierlichen Bebauung der Münzgrabenstraße sind die Hofeinfahrten zwischen 2-3 aufeinanderfolgenden Häusern. Vom Straßenraum aus wahrnehmbar, wird die Baumgruppe in den künftigen Waschraum integriert und bietet zugleich einen Raum zum Verweilen und Warten.





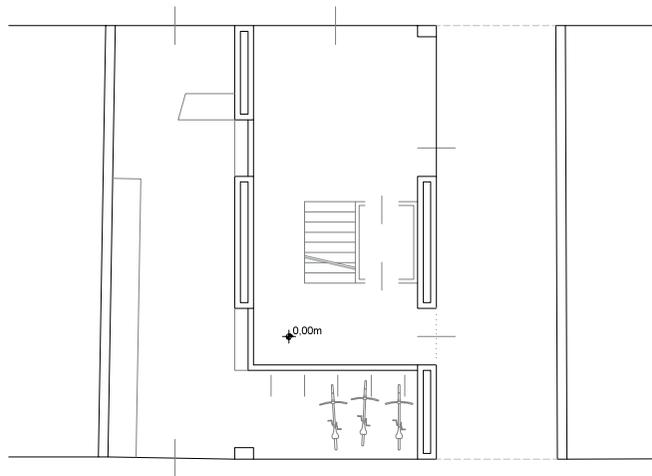
## WERKSTATT

lot 11

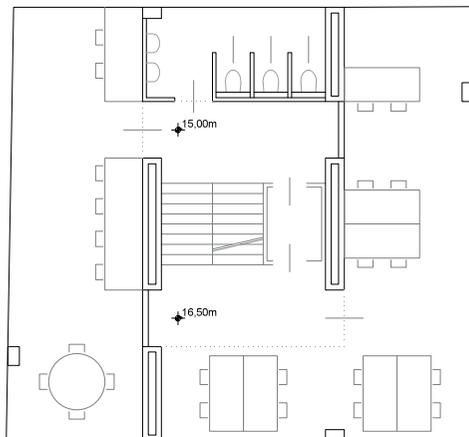
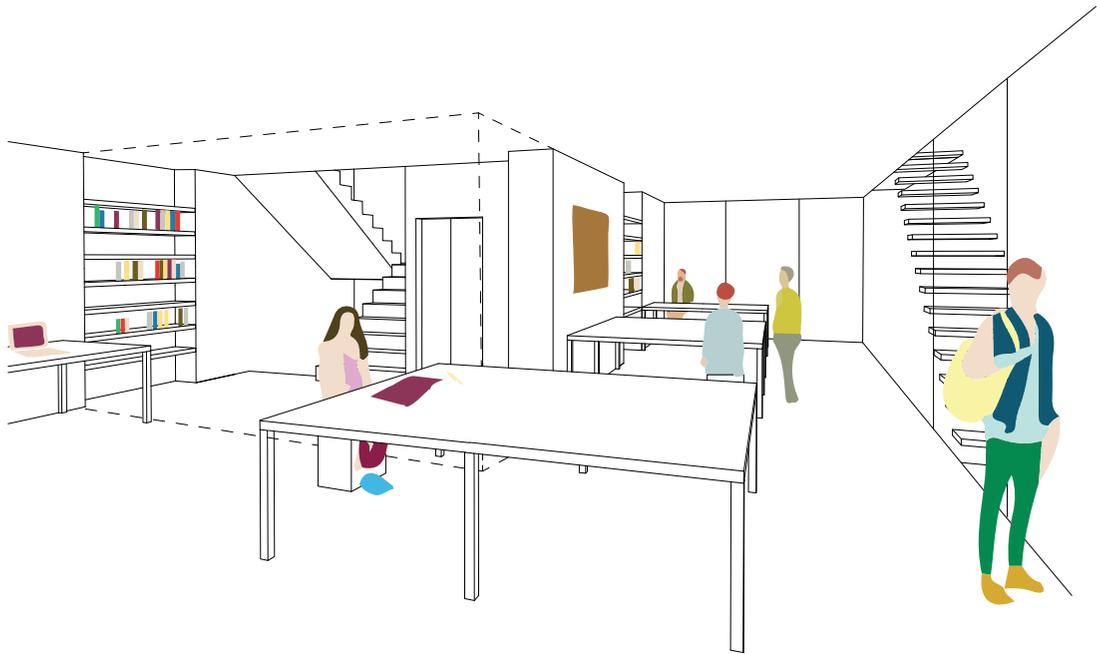


Die durch die fortwährende Stadterweiterung unabdingbar gewordene Zufahrt zum dahinter liegenden Quartier, erzeugt eine weitere Lücke in diesem sonst eher geschlossenen baulichen Kontext.

Um der großen Anzahl an Wohnungen und Geschäftslokalen die nötige Straßenräumliche Präsenz einzuräumen, wird die Erdgeschoßzone zusätzlich zu der Nutzung der Obergeschoße betont. Die Werkstatt im Knotenpunkt zwischen zwei frequentierten Straßenzügen bietet zum Einen genügend Publikum für den Besitzer und zum Anderen eine Werkstatt in direktem Umfeld. In den Obergeschoßen befinden sich Arbeitsräume, in denen Tische oder Räume angemietet werden können und damit eine zusätzliche Ausweichmöglichkeit für die Bewohner bieten.



GRUNDRISS ERDGESCHOSZ  
WERKSTATT  
M 1:200



GRUNDRISS 7.+8. OBERGESCHOSZ  
ARBEITSRAUM  
M 1:200



Abb. 104: Projektpräsentation mit Jean-Philippe Vassal  
Universität der Künste Berlin, Mai 2013

## 5. ANHANG

### 5.1. KUWI-AUFENTHALT BERLIN

#### 5.1.1. INTERVIEW MIT JEAN-PHILIPPE VASSAL

GEFÜHRT VON LISA THRAINER,

BERLIN AM 21.05.2013 <sup>164</sup>

Jean-Philippe Vassal gründete gemeinsam mit Anne Lacaton im Jahr 1987 das Büro „Lacaton & Vassal“. Das Büro realisierte Büro- und Geschäftsbauten, Bildungseinrichtungen sowie Kultur- und Wohnbauten. Sie erhielten Auszeichnungen und Nominierungen wie zum „Mies van der Rohe Award 1997 - Barcelona“ mit dem Projekt Universität Grenoble, den Grand Prix National d'Architecture Jeune Talent des Kultusministeriums 1999 und wurden Finalisten des „Mies Van der Rohe Award 2003 - Barcelona“ für das „Palais de Tokyo“ in Paris. In ihren Projekten konzentrieren sich Lacaton & Vassal auf die Realität, dabei werden vorhandene Mittel verwendet, die in den Entwürfen so ökonomisch wie möglich eingesetzt werden. Dabei suchen die beiden Architekten nach Lösungen, die in möglichst kostensparender Weise den größten Nutzen bringen. <sup>165</sup>

Im Sommersemester 2013 betreute Jean-Philippe Vassal an der Universität der Künste Berlin ein Entwurfsprojekt des Masterstudiengangs zum Thema „Living in Berlin“, in dem die Studierenden vorhandene Typologien analysierten, diese in ihre Qualitäten aufschlüsselten und anschließend zu neuen Typologien zusammenfügten. <sup>166</sup>

---

<sup>164</sup> Anm.: Das Interview wurde nachträglich niedergeschrieben und aus dem Französischen übersetzt, im Anschluss daran zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Arbeit freigegeben.

<sup>165</sup> Vgl. Lacaton & Vassal (<http://architektur.mapolismagazin.com/content/anne-lacaton-jean-philippe-vassal>, Zugriff am 17.12.2013).

<sup>166</sup> Vgl. Living in Berlin - SS 13 (<http://www.arch.udk-berlin.de/vassal/index.php?pageid=4>, Zugriff am 17.12.2013).

LT: Als Student/In steht man immer wieder vor der Frage, wie realistisch eine Diplomarbeit werden sollte. Ist es in Ihren Augen als Architekt sinnvoller als Student/In ein realistisches oder fiktives Projekt zu erarbeiten? // Je me demande souvent la question de comment réaliser ma thèse. A votre avis d'architecte, est-il sensé de travailler sur un projet fictif ou un projet de façon réaliste?

JPV: Das ist meines Erachtens nicht die richtige Herangehensweise. Als Architekt sollte man sich Träume und Idealvorstellungen vornehmen, um dann einen Weg zu finden, diese in direkter Auseinandersetzung mit dem Viertel in die Realität umzusetzen. Vor solch einer Entwicklung sollte man keine Angst haben, sondern sich der Problemfrage stellen und für diese eine passende ökonomische Lösung finden. Einrichtungen die fehlen, sollten geplant werden und Probleme integriert werden.

LT: Gibt es Unterschiede in der französischen, deutschen und europäischen Denkweise, was den Gemeinschaftsbegriff angeht? Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht? // Y-a-t-il une différence de façon de penser de vivre en communauté comparé en France et en Allemagne? Quelles expériences avez-vous fait dans votre travail?

JPV: Es gibt allein schon in anderen deutschen Städten als Berlin unterschiedliche Mentalitäten. Es kommt sicher auch auf die Größe der Städte an, dass das Gefühl der Gemeinschaft variiert.

LT: In den Berliner Bezirken ist ein sehr ausgeprägtes Gemeinschaftsdenken auffallend. Ist es möglich ein solches künstlich erzeugen zu wollen? Wo hat dieses Denken seinen Ursprung? // J'ai remarqué un esprit de solidarité prononcé dans les quartiers de Berlin. Pensez-vous que ça soit possible d'en produire une parallèle artificiellement? D'où va l'origine de cet esprit?

JPV: Berlin ist ein weites Territorium und seine Bewohner identifizieren sich als Berliner. In Relation zur Gesamtfläche Berlins gibt es viele Grünflächen, die der Stadt zusätzliche Qualitäten verleihen. Ihre Bewohner identifizieren sich mit ihrem Viertel.

LT: Welche räumlichen Interventionen für spätere Eigeninitiative sind dem Architekten gestattet vorzubereiten? Wieviel Eigeninitiative kann man von unbekanntem Bewohnern erwarten? // Combien d'initiative individuelle est-ce qu'on peut s'attendre des habitants inconnus?

JPV: Es gibt „Propriétés collectives“, die sehr gut funktionieren, und „Propriétés privées“, die überhaupt nicht funktionieren. Deshalb ist es manchmal besser Wohnungen zu vermieten, wenn es da eine Hausverwaltung gibt, die sich um die Gemeinschaftsflächen kümmert, kann das ganz gut funktionieren und die Bewohner sind zufrieden. Bei der Politik ist es schwierig vorausschauend zu arbeiten. Die Politiker sagen und tun das Gegenteil.



Abb. 105: Allmende Kontor Gemeinschaftsgarten am Tempelhoferfeld, Mai 2013

## 5.1.2. GESPRÄCH MIT FRAUKE HEHL

### ÜBER ALLMENDE-KONTOR

MIT NORA KANDLER, LISA THRAINER

UND CHRISTOPH WIESMAYR,

BERLIN, 16.05.2013

Allmende-Kontor ist eine Organisation, die informiert und Kontakt herstellt, damit Interessierte an Selbstorganisationsformen eine Art Starthilfe bekommen und im weiteren eigenständige Gemeinschaftsgärten entstehen können.<sup>167</sup>

Seit dem Frühjahr 2011 ist der Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Flughafenfeld der Öffentlichkeit und der direkten Nachbarschaft Neukölln zugänglich.<sup>168</sup> Neukölln und der damit direkt an das Flugfeld anschließende Schillerkiez, die in den letzten Jahren unter dem Lärm der landenden und startenden Flugmaschinen leiden mussten und durch einen meterhohen Zaun von dem Grün getrennt waren, profitieren am meisten von der endgültigen Stilllegung des Flughafens Tempelhof am 30. Oktober 2008.<sup>169</sup> Dieser Öffnung zu dem frei benutzbaren Grün hin kommt allerdings auch eine Kehrseite hinzu, seit der Öffnung des Flughafenfeldes sind die Immobilienpreise des Stadtviertels Berlin-Neukölln drastisch gestiegen.<sup>170</sup>

Der Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor befindet sich im Osten des Tempelhofer Feldes und umfasst eine Fläche von 5000m<sup>2</sup> auf der heute 300 Gemeinschaftsgärten liegen, die je von rund 3-5 Personen betreut werden. Die Platzverteilung basiert nicht auf einem Raster, sondern wurde nach dem Prinzip „Wer zuerst da ist, malt zuerst“ angelegt, alle weiteren mussten in

---

<sup>167</sup> Vgl. Interview mit Frauke Hehl, geführt von Christoph Wiesmayr, Berlin, 16.05.2013.

<sup>168</sup> Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor 2013 (<https://www.facebook.com/pages/Gemeinschaftsgarten-Allmende-Kontor/226494657419269?id=226494657419269&sk=info>, Zugriff am 17.12.2013).

<sup>169</sup> Vgl. Tempelhof „Wir sind die Luftbrücke“ (<http://www.zeit.de/2008/17/Tempelhof>, Zugriff am 17.12.2013).

<sup>170</sup> Vgl. Monopoly Neukölln (<http://www.zeit.de/2012/08/GS-Immobilien-Neukoelln>, Zugriff am 17.12.2013).

einem Abstand, dass eine Schubkarre durchpasst, auf der erlaubten Fläche Wurzeln schlagen. Die Kommunikation innerhalb der Gemeinschaftsgärtner ist oft schwierig, da die Nutzer das Kommunikationsmittel E-Mail häufig ignorieren und eine Kontaktaufnahme per Telefon bei fast 900 Teilnehmern nicht bewältigbar ist. Bald wird der so genannte „Marktplatz“ errichtet, der ein wenig erhöht am Rande des Gemeinschaftsgartens liegt. Es wurde überlegt, diesen Bereich inmitten der verschieden organisierten Gärten zu errichten, davon wurde allerdings abgesehen. Prinzipiell sollen alle Flächen um die Beete frei zugänglich sein und Platz für Verschnaufpausen bieten.

Die verschiedenen Gärtnerzusammenschlüsse werden durch Fahnen markiert, die aus jedem Beet emporragen, neben anderen höchst wahrscheinlich persönlich adressierten Nachrichten an die Beetpartner. Alle baulichen Maßnahmen, die auf dem Feld erlaubt sind, dürfen nicht fix befestigt und müssen jederzeit abtransportierbar sein. Auch die Beete dürfen nicht direkt in dem Boden gepflanzt werden, sondern am besten auf Europaletten als Grundstruktur, so Frauke Hehl. Durch diese Mobilität sollen die Flächen jederzeit auch umstrukturiert, oder am Ende der Laufzeit des Vertrages ohne ökologischen Fußabdruck wieder verlassen werden können. Daran haben sich nicht alle Bewohner gehalten und mittlerweile gibt es Miniaturformen von Schrebergartenhäuslein und hochragende Konstruktionen, die nun doch klar bauliche Formen darstellen, die sicherlich aufwändigere Konstruktionen benötigen.<sup>171</sup>

Bestehend aus einer Gruppe von 13 langjährig erfahrenen Gemeinschaftsgartenaktivisten, Forschern und Freunden des urbanen Gärtnerns und der Landwirtschaft, wurde Allmende Kontor 2010 gegründet und wirkt seither gemeinsam und kooperativ mit urbanen Äckern und Gärten, verschiedenen sozialen zivilgesellschaftlichen Initiativen, Stiftungen, mit der Wissenschaft und der Berliner und der bundesweiten Verwaltung.<sup>172</sup>

*„Das Allmende-Kontor leistet Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit für StadtgärtnerInnen und ihre Gärten, unterstützt und vernetzt Forschung zu*

---

<sup>171</sup> Vgl. Interview mit Frauke Hehl, geführt von Christoph Wiesmayr, Berlin, 16.05.2013.

<sup>172</sup> Vgl. Allmende Kontor 2013 (<http://www.allmende-kontor.de:81>, Zugriff am 17.12.2013).

*urban gardening/agriculture und fördert Selbstorganisation, kooperative Formen der Aktiven untereinander sowie Kommunikation und Kooperation mit der Verwaltung. Das Allmende-Kontor setzt sich gezielt handelnd mit gesellschaftspolitischen Themen wie Stadtentwicklung, Ernährungssouveränität und commons auseinander, unter anderem direkt auf dem (Tempelhofer) Feld im Gemeinschaftsgarten des Allmende-Kontor:*<sup>173</sup>

---

<sup>173</sup> Vgl. Allmende Kontor 2013 (<http://www.allmende-kontor.de>:81, Zugriff am 17.12.2013).

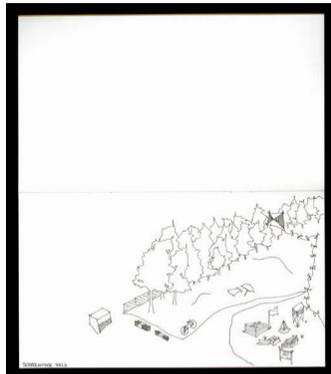
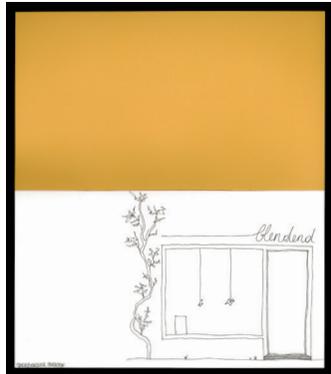


Abb. 106: Eigene Skizzen vom KUWI-Aufenthalt Berlin

### 5.1.3. EIGENE SKIZZEN/IMPRESSIONEN BERLIN

Begehung Zwillingshäuser Schönholzerstraße - Zanderroth Architekten:

*Ich gelange durch Zufall in die Schönholzerstraße und bemerke die zwei Eckabschlüsse eines Berliner Blocks. Zwischen den beiden Gebäuden gibt es einen öffentlichen Platz, der auf hundert Jahre von den Besitzern betreut wird und von der gesamten Nachbarschaft genutzt werden kann, wie ich später erfahre. Der kleine Innenhof, der durch diese offene Geste der beiden sich gegenüber stehenden Kopfgebäude automatisch spürbarer Teil des Straßenraumes wird, ist abgeschlossen durch einen klar ersichtlichen Zaun, dahinter sprießt das Grün. Dieser Bereich wird nur von den Bewohnern der anschließenden Eigentumswohnungen genutzt. Aus den vereinzelt kreisförmigen Beeten sprießen hohe Bambushalme, nahe an einem der beiden Gebäude stehen flache Bäume und nahe der Schönholzer Straße steht eine einzelne Bank ohne Lehne.*

*Viel Leben gibt es nicht an diesem Ort zur Mittagszeit. Schräg gegenüber befindet sich ein kleines Geschäft oder Imbiss, wo eine Dame unter der Jalousie einen Kaffee zu sich nimmt. Einer Dame im zweiten Obergeschoß falle ich mit meiner Kamera und meinen neugierigen Blicken auf und ein Mann, dessen Auto in diesem Moment abgeschleppt wird, verfolgt mich mit kritischem Blick. Ich spreche ihn an, um mich zu erklären, da ich ihn offensichtlich verwundere. Ich frage ihn, ob er hier wohnt und erfahre schnell, dass es sich bei diesen Wohnungen um Eigentumswohnungen handelt. Im Prinzip seien beide Gebäude ident, allerdings gäbe es eine unterschiedliche Mentalität, was die Eigeninitiative der Bewohner angeht. Die Bewohner des Baus Schönholzer Straße 10 seien viel mehr in sich gekehrt. In der Ruppiner Straße 43 gäbe es von Zeit zu Zeit Kontakt zwischen den Nutzern, etwa um Gemeinschaftsflächen neu zu streichen. Während wir miteinander sprechen, renovieren drei Bauarbeiter den Gehsteig an dem so genannten Stadtplatz. Sie fahren mit ihren Geräten über eines der grünen Beete, als wären sie gar nicht vorhanden. Er bittet sie auf die Grünfläche Acht zu geben. Während er diskutiert, verabschiede ich mich und ziehe weiter.*



Abb. 107: Workshop Go Hasegawa, Porto Academy '13, Juli 2013

## 5.2. KUWI-AUFENTHALT PORTO

### 5.2.1. INTERVIEW MIT GO HASEGAWA

GEFÜHRT VON LISA THRAINER,

GRAZ AM 04.11.2013 <sup>174</sup>

Go Hasegawa gründete 2005 „Go Hasegawa & Associates“. Hasegawa realisierte seit seinem Abschluss 2002 am Tokyo Institute of Technology fast ausschließlich Wohnbauten, im vergangenen Jahr setzte er sich erstmals auch mit anderen Typologien auseinander. Er gewann zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Kajima Preis für SD (2005), den Residential Architecture Award Tokyo in Gold (2007) sowie den 24. Shinkenchiku Award. Hasegawa beschäftigt sich mit der Gestaltung von Wohnraum im dynamischen Spannungsfeld zwischen „Leben und Typologie“. Ausgehend von den Elementen Balkone, Zwischenräume, Treppen, dem Innen und dem Außen entwirft Hasegawa seine eigene Interpretation und entwickelt daraus seine Projekte. Zurzeit unterrichtet Go Hasegawa an der Academy of Architecture an der Università della Svizzera italiana.<sup>175</sup>

Dieses Interview fand im Zuge der „November Talks“-Reihe der Sto-Stiftung im Architekturzeichensaal 3 der Technischen Universität Graz statt.

---

<sup>174</sup> Anm.: Das Interview wurde nachträglich niedergeschrieben und aus dem Englischen übersetzt, im Anschluss daran zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Arbeit freigegeben.

<sup>175</sup> Ungewohnt Bewohntes: Architekturtypologie in Japan (<http://www.fassaden-blog.de/interviews/go-hasegawa>, Zugriff am 17.12.2013).

LT: Als Student/In steht man immer wieder vor der Frage wie realistisch eine Diplomarbeit werden sollte. Ist es in Ihren Augen als Architekt sinnvoller als Student/In ein realistisches oder fiktives Projekt zu erarbeiten? // I often put a question to myself during working out my diploma thesis, how realistic it should get. In your work as an architect and teacher to students, do you think it would be better to stay realistic or hypothetical?

GH: Ich denke, da sollte es keinen Unterschied geben. Ich möchte mich nicht entscheiden zwischen einer Utopie und einer Hypothese, ich bin Realist und möchte kein egoistischer Architekt sein. Es sollte sich um etwas Einfaches handeln, was alle verstehen können, dabei stelle ich mir immer die Frage, ob das meine Mutter verstehen kann. Als Architekten befassen wir uns mit der Realität und haben die Aufgabe neue Realität zu kreieren. Wir drücken durch Architektur neue Realität aus. Ich beobachte bei meinen Studenten immer wieder ihre Sentimentalität ihren Projekten gegenüber.

LT: Die Dichte im europäischen Raum liest sich anders als im asiatischen. Sehen Sie Potential an manchen Nischen, an denen wir längst aufgehört haben uns den Kopf zu zerbrechen und etwas zu planen? // Density in european type of terms works differently from the asian ones. Do you see potential in some urban niches (that are as big as japanese lots), where we already dropped the idea of integrating them in our urban landscape?

GH: Es gibt definitiv einen Unterschied zwischen europäischen und japanischen Architekten. Europäische Architekten denken meist in großem Maßstab, sie sehen kein Potential in kleinen Grundstücken.

LT: In Ihrer Arbeit legen Sie viel Wert auf das Ausweiten des Körperumfeldes. Sehen Sie Gebäude mit öffentlicher und privater Nutzung als eine Art Erweiterung des Umfeldes für Städter? // In your work you take care of the body space of human beings. Do you see buildings with both public and private use as expansion of body space for city dwellers?

GH: Studenten glauben zu viel an die Definition des öffentlichen Raumes. Sie beginnen immer mit einer Definition, dabei ist meist eine Typologie vorprogrammiert. Ihre Aufgabe in meiner Projektarbeit ist es eine Typologie

noch weiterzuentwickeln und diese zu verbessern. Sie sollten sich die Frage stellen: Wann wird eine Villa zu einer Siedlung? Wo findet der Übergang statt? Es ist nicht ganz klar vordefinierbar, aber sie sollten sich damit auseinandersetzen.

LT: Welche Ansichten und Meinungen vertreten Sie zum Thema „Wohnkultur in urbanen Nischen“?

GH: Ich denke, das Hauptthema deiner Arbeit ist der Maßstab, das Projekt kann sich ein Netzwerk zum Vorteil nehmen (Sichtbeziehung/imaginal Relationship). Es hat einen weniger funktionalistischen Zugang als andere Projekte. Ich denke, dein Thema würde meinem ehemaligen Professor vom Atelier BowWow „nicht gefallen“. Dadurch dass alle Gebäude so verstreut und aufgeteilt sind, ist es schwierig eine Interpretation des Ortes zu machen. Das Wichtigste ist meines Erachtens die Aufteilung der Räumlichkeiten, wenn alle Räume allerdings verstreut sind, ist es schwierig sich auf die Aufteilung zu konzentrieren. Da ist es oft der einfachere Weg, sich nicht mehr mit der unnötig gewordenen Aufteilung auseinandersetzen zu müssen. Der Klient und das Grundstück sind wichtig für die Stadt. Man muss sich die Frage stellen, was eigentlich das Problem dieses Quartiers ist und im gleichen Atemzug einen guten Virus schaffen, der die Identität unterstreicht. Beispielsweise gibt es in Berlin anders als in anderen Städten sehr viel Leerstadt. In Tokio ist das ähnlich, nur aus anderen Gründen. Mailand ist zu verschlossen.



## 5.2.2. IMPRESSIONEN PORTO ACADEMY '13



Abb. 108: Workshop Go Hasegawa, Porto Academy '13, Juli 2013

## 5.3. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

### 5.3.1. PUBLIKATIONEN

Adam, Hubertus/Bürkle, J. Christoph/Mayer, Hannes (Redaktion): archithe-se. Internationale Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur (2011), H. 3, 7ff.

Adrian, Hanns: Konzepte für die Zukunft Berlins, in: Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, 56-73.

Andersen, Hans Thor: CoHousing: die erste Generation, in: LaFond, Michael (Hg.): experimentcity - CoHousing Cultures. Handbuch für selbstorganisiertes, gemeinschaftliches und nachhaltiges Wohnen, Berlin 2012, 160-163.

Angelidou, Ioanna: Modernology, Streifzüge durch den städtischen Alltag, in: Arch+ Tokio. Die Stadt bewohnen (2012), H. 208, 36-42.

Aubert, Danielle/Cavar, Lana/Chandani, Natasha (Hg.): Thank's for the View, Mr. Mies: Lafayette Park, Detroit, New York 2012.

Baravalle, Robert: Burgen und Schlösser der Steiermark, Graz 1995.

Berger, Julia (Hg.) u.a.: Lonely Planet Portugal, Ostfildern 2011.

Bogensberger, Markus/Gangoly, Hans: Städtische Dichte in Zürich: Drei Gespräche, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 180-193.

Blundell Jones, Peter: Dialogues in Time. New Graz Architecture, Graz 1998.

Brandl, Anne: Begriffe, in: Lampugnani, Vittorio Magnago/Noell, Matthias (Hg.): Handbuch zum Stadtrand. Gestaltungsprinzipien für den suburbanen Raum, Basel 2007, 73-99.

Brucks, Martin: Wann führt Dichte zu Beengung?, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 152-165.

Brunner, Walter: Bomben auf Graz. Die Dokumentation Weissmann, Graz 1989.

- Brunner, Walter (Hg.): Geschichte der Stadt Graz, Bd. 1-4, Graz 2003.
- Bundesdenkmalamt, Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung (Hg.): Österreichische Kunsttopografie. Die Kunstdenkmäler der Stadt Graz – Die Profanbauten des II., III. und VI. Bezirkes, Bd. LX, Horn–Wien 2012.
- Conrad, Harald/Saaler, Sven (Hg.): Japanstudien. Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung, Bd. 13, München 2001.
- Dangschat, Jens, in: Haydn, Florian/Temel, Robert (Hg.): Temporäre Räume. Konzepte zur Stadtnutzung, Basel 2006, 9-10.
- Dell, Christopher: Replay City. Improvisation als urbane Praxis, Berlin 2011.
- Dienes, Gerhard M.: Aus der Geschichte der ehemaligen Grazer Vororte von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Brunner, Walter (Hg.): Geschichte der Stadt Graz, Bd. 1, 601-646.
- Dimitriou, Sokratis: Stadterweiterung von Graz. Gründerzeit, Graz–Wien 1979.
- Diserens, Corinne (Hg.): Gordon Matta-Clark, Valencia 1999.
- Drexler, Hans/El khouli, Sebastian: Nachhaltige Wohnkonzepte. Entwurfsmethoden und Prozesse, München 2012.
- Felber, Walter: Der Wandel der Sozialstruktur, in: Dimitriou, Sokratis: Stadterweiterung von Graz. Gründerzeit, Graz–Wien 1979, 75-82.
- Frick, Dieter: Theorie des Städtebaus. Zur baulich-räumlichen Organisation von Stadt, Berlin <sup>2</sup>2008.
- Gangoly, Hans: Editorial, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 2-5.
- Gehl, Jan: Leben zwischen Häusern, Berlin 2012.
- Gili, Monica (Hg.): Lacaton & Vassal, Barcelona 2006.

Gobiet, Werner u.a. (Hg.): Urbanität und Kommunikation. Zur Humanisierung der Stadt, Graz 1975.

Hasemann, Oliver/Oßwald, Sarah/Schnier, Daniel/Ziehl, Michael (Hg.): Second Hand Spaces. Über das Recyclen von Orten im städtischen Wandel, Berlin 2012.

Haydn, Florian/Temel, Robert (Hg.): Temporäre Räume. Konzepte zur Stadtnutzung, Basel 2006.

Hoffmann-Axthelm, Dieter: Warum sind die Bündnisgrünen gegen das Planwerk Innenstadt?, in: Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, 82-93.

Hubeli, Ernst: Jenseits des Entwurfs, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2009), H. 5, 31-41.

Hubeli, Ernst u.a. (Hg.): 100% Stadt. Der Abschied vom Nicht-Städtischen, Graz 2003.

Hucke, Jochen (Hg.): Handbuch zur Partizipation, Berlin 2012.

Janson, Alban/Tigges, Florian: Grundbegriffe der Architektur. Das Vokabular räumlicher Situationen, Basel 2013.

Juster, Norton: The Phantom Tollbooth, New York 1961.

Kampfhammer, Wolfgang: Planziel Urbanität. Alternativen zur Stadtgestaltung, in: Gobiet, Werner u.a. (Hg.): Urbanität und Kommunikation. Zur Humanisierung der Stadt, Graz 1975, 89-98.

Kollhoff, Hans: Die Form der Stadt – Eine Reminiszenz, Berlin 1997, in: Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, 130-135.

Krasny, Elke/Nierhaus, Irene (Hg.): Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie, Berlin 2008.

Kubinzky, Karl A.: Die Stadtrandgemeinden und Stadtbezirke von 1850 bis zur Gegenwart im Überblick, in: Brunner, Walter (Hg.): Geschichte der Stadt

Graz, Bd. 1, 647-712.

Kubinzky, Karl A./Wentner, Astrid M.: Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung, Graz <sup>3</sup>2009.

LaFond, Michael (Hg.): experimentcity - CoHousing Cultures. Handbuch für selbstorganisiertes, gemeinschaftliches und nachhaltiges Wohnen, Berlin 2012.

Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Architektur der städtischen Dichte, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 52-63.

Lampugnani, Vittorio Magnago/Noell, Matthias (Hg.): Handbuch zum Stadtrand. Gestaltungsprinzipien für den suburbanen Raum, Basel 2007.

Lengger, Alfred: Mehrgeschossige Wohnbauten, in: Dimitriou, Sokratis: Stadterweiterung von Graz. Gründerzeit, Graz–Wien 1979, 161-177.

Lundgaard & Tranberg: Studentenwohnheim in Kopenhagen, in: Detail - Zeitschrift für Architektur + Baudetail (2008), H. 9, 952-965.

Lynch, Kevin: Das Bild der Stadt, Braunschweig <sup>2</sup>1989.

Lynch, Kevin: Good City Form, Massachusetts <sup>5</sup>1987.

Magistrat Graz - Präsidiabteilung: Bevölkerungsprognose für die Landeshauptstadt Graz 2012-2031, Graz 2012.

Meuser, Philipp: Die Suche nach Form, in: Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, 136-149.

Müller Inderbitzin, Christian: Über das architektonische Potenzial urbaner Dichte, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 194-207.

Peters, Paulhans: Stadt für Menschen. Ein Plädoyer für das Leben in der Stadt, München 1973.

Popelka, Fritz: Geschichte der Stadt Graz, Bd. 1-2, Graz <sup>2</sup>1984.

Rainer, Roland: Für eine lebensgerechte Stadt, Wien 1974.

Rainer, Roland: Kriterien der wohnlichen Stadt. Trendwende in Wohnungswesen und Städtebau, Graz 1978.

Rainer, Roland: Vitale Urbanität. Wohnkultur und Stadtentwicklung, Wien-Köln-Weimar 1995.

Richter, Maren: Von Rohstoffen und Produktionsprozessen, in: Regionale 12. Stadt.Land.Fluss, Graz 2012, 12-17.

Ring, Kristien (Hg.): Self Made City. Stadtgestaltung und Wohnprojekte in Eigeninitiative, Berlin 2013.

Rossi, Aldo: Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Düsseldorf 1973.

Ruby, Andreas: Extra Space, Extra Large: On the Recent Work of Lacaton & Vassal, in: Lacaton & Vassal, Barcelona 2006, 6-10.

Schulz, Wolfgang: Grundlagen urbaner Kommunikation. Zum Stellenwert des Sozialkontaktes in der Großstadt, in: Gobiet, Werner u.a. (Hg.): Urbanität und Kommunikation. Zur Humanisierung der Stadt, in: Schriftenreihe des Österreichischen Akademikerbundes, Graz 1975, 43-52.

Schweigert, Horst: Dehio-Handbuch Graz. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Wien 1979.

Sedlmayr, Hans: Stadt ohne Landschaft. Salzburgs Schicksal morgen? Salzburg 1970.

Siebel, Walter (Hg.): Strukturwandel der europäischen Stadt. Frankfurt/M 2003, in: Hubeli, Ernst u.a. (Hg.): 100% Stadt. Der Abschied vom Nicht-Städtischen, Graz 2003, 13-29.

Sitte, Camillo: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Basel 2010.

Spode, Hasso: Eine kurze Geschichte des Hotels. Zur Industrialisierung der Gastlichkeit, in: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara/Spode, Hasso (Hg.): Das Hotel. Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 2011, Berlin 2011, 10-31.

Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001.

Tachieva, Galina: The Sprawl Repair Method, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 208-223.

Temel, Robert: Temporärer Urbanismus. Potentiale begrenzter Zeitlichkeit für die Transformation der Städte, in: Krasny, Elke/Nierhaus, Irene (Hg.): Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie, Berlin 2008, 107-115.

Tragatschnig, Ulrich: Express. Eine Initiative von, mit und für Jugendliche, in: Regionale 12. Stadt.Land.Fluss, Graz 2012, 47-48.

Tragatschnig, Ulrich: Zeichen gegen Nicht-Orte, in: Regionale 12. Stadt.Land.Fluss, Graz 2012, 93-94.

Viganò, Paola: The Return to Density, in: GAM – Graz Architektur Magazin (2012), H. 8, 116-129.

Vollenweider, Ingemar: Sockel als Relief und Schwelle. Entwurfspotenziale des Sockels aus Konstruktion und Nutzung, in: werk, bauen+wohnen, Stadt auf Augenhöhe, H. 6, 8-15.

Wenzel, Jürgen: Vom Städtischen Grün zum Abstandsgrün und zurück, Berlin 1997, in: Stimmann, Hans (Hg.): Von der Architektur – zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, 110-123.

### 5.3.2. UNGEDRUCKTE PUBLIKATIONEN

Brucks, Martin: Wahrnehmung und Bewertung von Bebauungsdichte durch Planer und Nutzer. Eine experimentalpsychologische Studie, Berlin 2012 (Diplomarbeit).

Helbrecht, Ilse: Urbanität und Ruralität, Berlin 2013 (Seminararbeit).

Posch, Wilfried: Die Wiener Gartenstadt Bewegung. Reformversuch zwischen erster und zweiter Gründerzeit, Wien 1981.

Wallner, Gertrud: Flächenrecycling in Graz. Entwicklung und Strategien sowie Fallbeispiele, Graz 2010 (Diplomarbeit).

### 5.3.3. INTERNETQUELLEN

<http://www.allmende-kontor.de:81> (Zugriff am 17.12.2013).

<http://architektur.mapolismagazin.com/content/anne-lacaton-jean-philippe-vassal> (Zugriff am 17.12.2013).

<http://www.arch.udk-berlin.de/vassal/index.php?pageid=4> (Zugriff am 17.12.2013).

<http://www.detail.de/inspiration/gemeinschaftliches-wohnen-gestern-und-heute-100449.html> (Zugriff am 22.04.2014).

<http://europaconcorsi.com/projects/221369-campomarzio-Pietro-Vincenzo-Ambrosini-Alessandro-Busana-Karol-K-Czarzasty-Daniele-Cappelletti-Enrico-Varagnolo-Europan-11-Graz> (Zugriff am 05.01.2014).

<https://www.facebook.com/pages/Gemeinschaftsgarten-Allmende-Kontor/226494657419269?id=226494657419269&sk=info> (Zugriff am 17.12.2013).

<http://www.fassaden-blog.de/interviews/go-hasegawa> (Zugriff am 17.12.2013).

[http://www1.graz.at/statistik/Graz\\_in\\_Zahlen/GIZ\\_2013.pdf](http://www1.graz.at/statistik/Graz_in_Zahlen/GIZ_2013.pdf) (Zugriff am 29.04.2014).

[http://www.graz.at/cms/dokumente/10200800\\_4200826/984e-1aa1/03%20Moserhofschl%C3%B6sslErI%C3%A4uterungsbericht-Beschluss.pdf](http://www.graz.at/cms/dokumente/10200800_4200826/984e-1aa1/03%20Moserhofschl%C3%B6sslErI%C3%A4uterungsbericht-Beschluss.pdf) (Zugriff am 13.07.2013).

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=774&type=diskussionen> (Zugriff am 06.08.2013).

[http://www.kow-berlin.info/texts/option\\_lots\\_eine\\_recherche\\_von\\_brandlhuber](http://www.kow-berlin.info/texts/option_lots_eine_recherche_von_brandlhuber) (Zugriff am 15.12.2013).

[http://oe1.orf.at/konsole/show=ondemand&track\\_id=345901&load\\_day=/programm/konsole/tag/20130814](http://oe1.orf.at/konsole/show=ondemand&track_id=345901&load_day=/programm/konsole/tag/20130814) (Zugriff am 14.08.2013).

<http://www.raumlabor.net/?p=5872> (Zugriff am 29.01.2014).

[http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil\\_geschichte.html](http://www.sanierung-berlin.de/sanberlin/Geschichte/hauptteil_geschichte.html) (Zugriff am 10.12.2013).

<http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/4631044/DE> (Zugriff am 16.03.2014).

<http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/beitrag/10135888/2852251> (Zugriff am 22.04.2014).

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/baukultur/iba/de/patchwork.shtml> (Zugriff am 27.01.2014).

<http://www.stadt-koeln.de/4/koeln-baut/bauluecken/09996> (Zugriff am 29.10.2013).

([http://www.statistik.at/web\\_de/presse/064282](http://www.statistik.at/web_de/presse/064282) (Zugriff am 02.07.2013)).

<http://www.umwelt.steiermark.at/cms/beitrag/10081357/686617> (Zugriff am 22.08.2013).

<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/strategien/step/step05/download/pdf/step-kapitel3-3.pdf> (Zugriff am 26.01.2014).

[http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/524883\\_Oesterreichs-Bevoelkerung-2012-um-rund-45.000-Personen-gewachsen.html](http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/524883_Oesterreichs-Bevoelkerung-2012-um-rund-45.000-Personen-gewachsen.html) (Zugriff am 03.07.2013).

<http://de.wikipedia.org/wiki/Eink%C3%BCchenhaus> (Zugriff am 26.03.2014).

[http://de.wikipedia.org/wiki/Stadtplanungsgesetz\\_\(Japan\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Stadtplanungsgesetz_(Japan)) (Zugriff am 04.01.2014).

<http://de.wikipedia.org/wiki/Wohnungsbaugenossenschaft#Schweiz> (Zugriff am 26.03.2014).

<http://www.zeit.de/reisen/2011-12/lissabon-altstadt-immobilie> (Zugriff am 10.12.2013).

<https://596acres.org/en> (Zugriff am 10.12.2013).

### 5.3.4. ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1:	Fotostrecke 11 lots Münzgrabenstraße	10-11
Abb. 2:	lot 1 – Dietrichsteinplatz 13a	12
Abb. 3:	lot 2 – Münzgrabenstraße 2	13
Abb. 4:	lot 3 – zwischen Münzgrabenstraße 4 und 6	14
Abb. 5:	lot 4 – zwischen Münzgrabenstraße 13 und 15	15
Abb. 6:	lot 5 – Münzgrabenstraße 29	16
Abb. 7:	lot 6 – Münzgrabenstraße 32	17
Abb. 8:	lot 7 – anschließend an Münzgrabenstraße 40	18
Abb. 9:	lot 8 – Münzgrabenstraße 56	19
Abb. 10:	lot 9 – Münzgrabenstraße 76	20
Abb. 11:	lot 10 – Münzgrabenstraße 79a	21
Abb. 12:	lot 11 – Münzgrabenstraße 84	22
Abb. 13:	Satellitenaufnahme der Luecke Farm, Texas, <a href="http://goo.gl/maps/xPVnV">http://goo.gl/maps/xPVnV</a> (Zugriff am 28.04.2014)	50
Abb. 14:	Lückenkatalog mit einseitigem, beidseitigem und über Eck-Abschluss Grafik von Thomas Biela	52
Abb. 15:	„Open Spaces Tokyo“ <a href="http://tokyovoid.com/home">http://tokyovoid.com/home</a> (Zugriff am 29.04.2014)	56
Abb. 16:	Ribeira Porto, 2012, Foto von Georg Kettele	58
Abb. 17:	Stadtzentrum Berlin 1953, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin	62
Abb. 18:	„Das Dreieck“ 1989 und 2006, Bestand und Planung, <a href="http://www.dasdreieck.ch/index.php?id=2#">http://www.dasdreieck.ch/index.php?id=2#</a> (Zugriff am 28.04.2014)	65
Abb. 19:	Cohousing Trudelslund, Wohneinheit und Gemeinschaftsflächen, <a href="http://tarsas2010.blog.hu/2012/12/21/trudelslund_lakokozosseg_1979">http://tarsas2010.blog.hu/2012/12/21/trudelslund_lakokozosseg_1979</a> (Zugriff am 30.04.2014)	68
Abb. 20:	Grundriss des Tietgenkollegiet Kopenhagen <a href="http://www.arcspace.com/features/lundgaard--tranberg-/tietgen-dormitory">http://www.arcspace.com/features/lundgaard--tranberg-/tietgen-dormitory</a> (Zugriff am 30.04.2014)	69
Abb. 21:	Gordon Matta-Clark, „Odd Lots“ 1973-1974, <a href="http://cabinetmagazine.org/books/odd_lots.php">http://cabinetmagazine.org/books/odd_lots.php</a> (Zugriff am 28.04.2014)	73
Abb. 22:	596acres, Facebook Eintrag vom 21.März 2014, <a href="https://www.facebook.com/photo.php?fbid=633823026654133&amp;set=pb.212988388737601.-2207520000.1398705728.&amp;type=3&amp;theater">https://www.facebook.com/photo.php?fbid=633823026654133&amp;set=pb.212988388737601.-2207520000.1398705728.&amp;type=3&amp;theater</a> (Zugriff am 28.04.2014)	74

Abb. 23: Brandlhuber+, „Option Lots“ 2010, <a href="http://www.archplus.net/home/archiv/artikel/46,3600,1,0.html">http://www.archplus.net/home/archiv/artikel/46,3600,1,0.html</a> (Zugriff am 28.04.2014)	75
Abb. 24: Schwarzplan von Graz	78
Abb. 25: Ausschnitte der Stadtstruktur um die Münzgrabenstraße, M 1:5000	82
Abb. 26: Rachel Whiteread, „Parts 1–4 of House Study (Grove Road)“ 1992, <a href="http://www.tate.org.uk/whats-on/tate-liverpool/exhibition/rachel-whiteread-shedding-life">http://www.tate.org.uk/whats-on/tate-liverpool/exhibition/rachel-whiteread-shedding-life</a> (Zugriff am 28.04.2014)	86
Abb. 27: Schwarzplan vom VI. Grazer Stadtbezirk Jakomini	88
Abb. 28: Ausschnitt des Franziszeischen Katasters, 1829	91
Abb. 29: Konzeptskizze „11 lots“ in der Grazer Münzgrabenstraße	96
Abb. 30: Arielle Assouline-Lichten „The Micro and The Multitude The Spaces Between Places“ 2013, <a href="http://www.aaldesignlab.com/post/68121502278/the-micro-and-the-multitude-the-spaces-between">http://www.aaldesignlab.com/post/68121502278/the-micro-and-the-multitude-the-spaces-between</a> (Zugriff am 29.04.2014)	99
Abb. 31: Lageplan „11 lots“, M 1:5000	100
Abb. 32: Situation „11 lots“, Fotos und Grundrisse M 1:5000 der 11 Lücken	101
Abb. 33: Bewertung der Raumstruktur, M 1:5000	102
Abb. 34: Schematische Schnitte über die Nutzung der „11 lots“	103
Abb. 35: Lageplan der Lücken mit Individualräumen, M 1:5000	104
Abb. 36: Konzeptidee: Individualräume in Verbindung mit Gemeinschaftsräumen	105
Abb. 37: Axonometrien der Individualräume, M 1:200	106
Abb. 38: Schematischer Grundriss der individualräumlichen Aufteilung im Splitlevel, M 1:200	107
Abb. 39: Aufteilung der Nutzungen in Form von Gemeinschaftsflächen, M 1:5000	108
Abb. 40: Schematischer Schnitt aller verfügbaren Gemeinschaftsräume	109
Abb. 41: Perspektive des Straßenraumes vor lot 1	110
Abb. 42: Schematischer Schnitt lot 1	111
Abb. 43: Vogelperspektive lot 1	111
Abb. 44: Innenperspektive der Gangflächen lot 1	112
Abb. 45: Grundriss Erdgeschoß lot 1, M 1:200	112
Abb. 46: Innenperspektive der Gemeinschaftsflächen lot 1	113
Abb. 47: Grundriss vom 4.+5. Obergeschoß lot 1, M 1:200	113
Abb. 48: Innenraumperspektive Schwimmbad lot 2	114

Abb. 49:	Schematischer Schnitt lot 2	115
Abb. 50:	Vogelperspektive lot 2	115
Abb. 51:	Grundriss 1. Obergeschoß lot 2, M 1:200	116
Abb. 52:	Grundriss 2. Obergeschoß lot 2, M 1:200	117
Abb. 53:	Perspektive vom Straßenraum vor lot 3	118
Abb. 54:	Schematischer Schnitt lot 3	119
Abb. 55:	Vogelperspektive lot 3	119
Abb. 56:	Grundriss Erdgeschoß lot 3, M 1:200	120
Abb. 57:	Grundriss der Haltegeschoße lot 3, M 1:200	121
Abb. 58:	Perspektive von lot 3 auf den Straßenraum vor lot 4	122
Abb. 59:	Schematischer Schnitt lot 4	123
Abb. 60:	Vogelperspektive lot 4	123
Abb. 61:	Perspektive der Erdgeschoßzone lot 4	124
Abb. 62:	Grundriss Erdgeschoß lot 4, M 1:200	124
Abb. 63:	Perspektive des Obergeschoßes lot 4	125
Abb. 64:	Grundriss Obergeschoß lot 4, M 1:200	125
Abb. 65:	Perspektive der Straßenansicht vor lot 5, im Hintergrund lot 3	126
Abb. 66:	Schematischer Schnitt lot 5	127
Abb. 67:	Vogelperspektive lot 5	127
Abb. 68:	Grundriss Gemeinschaftsküche lot 5, M 1:200	128
Abb. 69:	Perspektive Gemeinschaftsküche lot 5	129
Abb. 70:	Perspektive vom Straßenraum vor lot 6	130
Abb. 71:	Schematischer Schnitt lot 6	131
Abb. 72:	Vogelperspektive lot 6	131
Abb. 73:	Perspektive vom Lernbereich in der Bibliothek lot 6	132
Abb. 74:	Grundriss Bibliothek, M 1:200	132
Abb. 75:	Perspektive von der Freihandaufstellung der Bibliothek lot 6	133
Abb. 76:	Grundriss von der Galerie der Bibliothek lot 6, M 1:200	133
Abb. 77:	Perspektive vom Straßenraum vor lot 7	134
Abb. 78:	Grundriss Küchenstand lot 7, M 1:200	134
Abb. 79:	Schematischer Schnitt lot 7	135
Abb. 80:	Vogelperspektive lot 7	135
Abb. 81:	Perspektive vom Straßenraum vor lot 8	136
Abb. 82:	Grundriss Küchenstand lot 8, M 1:200	136
Abb. 83:	Schematischer Schnitt lot 8	137

Abb. 84: Vogelperspektive lot 8	137
Abb. 85: Perspektive vom Straßenraum vor lot 9	138
Abb. 86: Schematischer Schnitt lot 9	139
Abb. 87: Vogelperspektive lot 9	139
Abb. 88: Perspektive vom Markt im Erdgeschoß lot 9	140
Abb. 89: Grundriss Erdgeschoß mit Marktnutzung u. Durchfahrt lot 9, M 1:200	140
Abb. 90: Perspektive Galerie lot 9	141
Abb. 91: Grundriss 10. Obergeschoß Galerie lot 9, M 1:200	141
Abb. 92: Grundriss Obergeschoß Waschraum lot 10, M 1:200	142
Abb. 93: Grundriss Erdgeschoß Waschraum lot 10, M 1:200	142
Abb. 94: Schematischer Schnitt lot 10	143
Abb. 95: Vogelperspektive lot 10	143
Abb. 96: Innenperspektive Waschraum lot 10	143
Abb. 97: Perspektive vom Straßenraum vor lot 9, lot 10 und lot 11	144
Abb. 98: Schematischer Schnitt lot 11	145
Abb. 99: Vogelperspektive lot 11	145
Abb. 100: Perspektive Werkstatt lot 11	146
Abb. 101: Grundriss Erdgeschoß Werkstatt lot 11, M 1:200	146
Abb. 102: Perspektive Arbeitsraum lot 11	147
Abb. 103: Grundriss Arbeitsraum lot 11, M 1:200	147
Abb. 104: Projektpräsentation mit Jean-Philippe Vassal Universität der Künste Berlin, Mai 2013	148
Abb. 105: Allmende Kontor Gemeinschaftsgarten am Tempelhoferfeld, Mai 2013	152
Abb. 106: Eigene Skizzen vom KUWI-Aufenthalt Berlin	156
Abb. 107: Workshop Go Hasegawa, Porto Academy '13, Juli 2013 <a href="https://www.facebook.com/photo.php?fbid=10151491554197587&amp;set=pb.543487586.-2207520000.1400498102.&amp;type=3&amp;theater">https://www.facebook.com/photo.php?fbid=10151491554197587&amp;set=pb.543487586.-2207520000.1400498102.&amp;type=3&amp;theater</a> (Zugriff am 19.05.2014)	158
Abb. 108: Workshop Go Hasegawa, Porto Academy '13, Juli 2013 <a href="https://www.facebook.com/photo.php?fbid=10151503610532587&amp;set=pb.543487586.-2207520000.1400498229.&amp;type=3&amp;theater">https://www.facebook.com/photo.php?fbid=10151503610532587&amp;set=pb.543487586.-2207520000.1400498229.&amp;type=3&amp;theater</a> (Zugriff am 19.05.2014)	163



Diese Diplomarbeit soll all jenen Menschen gewidmet sein,  
die mich in der Zeit dieses Studiums begleitet haben.